



Berlin, den 5. September 1903.

Witte.

Vor zehn Jahren, in grauer Herbstdämmerstunde, zeigte Herr Sergej Julitsch Witte mir die Bilder seiner Vorgänger. In dem mit Orange-farbe angestrichenen Riesensteinkasten, der an einem dünnen Wasserärmchen die Verwaltung der Finanzen, des Handels und der Industrie herbergt, hingen in einem Vorsaal elf Männerportraits. „Rußlands Finanzminister; elf in fast hundert Jahren: eigentlich ist's nicht viel.“ Er nannte die Namen — einzelne, Reutern, Abasa, Bunge, kannte ich — und stand ein Weilchen stumm vor dem gelben, faltigen Spekulantenkopf Zwans Wyshnegradsky, des Leyten in der Reihe der „Hohen Excellenzen“. Dann wies sein Finger auf den weißen Fleck an der Wand. „Ein Platz ist noch frei. In ein paar Monaten, vielleicht auch erst in ein paar Jahren — wer weiß? — werde ich da als Zwölfter hängen“. Jetzt wird das Bild bestellt werden. Serow, dessen feinsfarbiges Damenportrait in der Berliner Sezession den Kennern gefiel, würde Witte gut malen; den wägenden Blick, die echt russisch gestülpte Nase, die langen, schmalen Hände, die beredter sind als Auge und Zunge des in strenger Selbstzucht gefühlten Mannes. Zehn Jahre und ein halbes hat der Zwölfte sich gehalten. Jetzt ist Sergej Julitsch nicht mehr Finanzminister. Er soll noch den Handelsvertrag mit Deutschland abschließen, ist aber schon am vorletzten Augusttag entamtet und zum Präsidenten des Ministerkomitees ernannt worden. Zum Ministerpräsidenten, las man in einzelnen Zeitungen und vernahm, solche Beförderung sei ein Beweis höchster Gunst. Das ist ein Europäerirrtum. Einen Ministerpräsidenten giebt es in Rußland nicht, kann es in keinem selbstherrlich regierten Staat geben. Titel und Vollmacht eines Ministers waren im Zarenreich

bis 1802 überhaupt unbekannt. Peter „der Große“ hatte für seine nach westlichem Muster gebaute Staatsmaschine nur ein Gestänge zur Transmission des kaiserlichen Willens gebraucht; der Senat und ein paar Kollegien mußten die motorische Kraft des Alleinherrschers auf die Räder und Rädchen der Reichsverwaltung übertragen. Erst Alexander Pawlowitsch, Saharpeß leicht bestimmbarer Schüler, den die Krüdenner zu mythischem, die Narisshkin zu erotischem Spiel locken konnte, entschloß sich, unter der Einwirkung Speranskijs und Kotschubeijs, diese Maschine zu modernisiren. Napoleon, den Alexanders irrlichtelirender Sinn wie einen Gott anstaunte, hatte einen Staatsrath und Minister: ein so großes Vorbild mußte Nachäferung wecken. Der Reichsrath (Gossudarstvenij Sovet) wurde geschaffen; er sollte den Senat ersetzen, der mählich zum Reichsgericht wurde, das Budget prüfen, das Rechnungswesen überwachen, die neuen Gesetze redigiren, ungefähr also die Arbeit leisten, die in unserer Kulturzone den Parlamenten zufällt. Das ging nicht. Erstens ist im Reichsrath das Volk nicht vertreten und neben Hoffschranzen und müden Greisen sitzen Streber, die gern wieder ins Amt möchten und sich deshalb mit allen erdenklichen Künsten bei den Machthabern einzuschmeicheln suchen. Und zweitens hat dieser Reichsrath nur eine beratende Stimme und nicht einmal, wie unser armes Parlament, das Recht, Vorlagen der Regierung abzulehnen; nicht Beschlüsse seiner Mehrheit, sondern alle im Lauf der Berathung geäußerten Meinungen werden dem Zaren vorgetragen. Nicht viel stärker ist die Stellung der Minister, denen ein Ukas vom Jahr 1802 die Arbeit der Kollegialbehörden Peters übertrug. Damals schrieb Graf Worontzow warnend an Kotschubeij, die neue Institution könne sich nicht bewähren; denn jeder Minister werde ein unbeaufsichtigter, unbeschränkter Autokrat sein. Ganz so schlimm ist's nicht geworden. Auch die Minister sind nur willenlose Werkzeuge in Väterchens eiserner Hand; der Uebereifer bureaukratischer Vormundschaft läßt aber den Vortheil strafferer Centralisation kaum noch zur Geltung kommen. Den Neuerern erstand früh ein mächtiger Gegner. Karamsin, der 1803 zum Hofhistoriographen ernannt worden war, warnte in einer Denkschrift, die als Panславistenbibel fortlebt: jede Einschränkung der Selbstherrlichkeit und alle Verfassungsfiktionen müßten einem Volk von Analphabeten unverständlich bleiben; es sei unklug, künstlich Bedürfnisse zu wecken, die ungestört noch Jahrhunderte lang schlummern könnten; und die Staatsraison heiße schleunige Rückkehr zur nationalen Ueberlieferung. Bonaparte hatte sich als ungetreuen Freund erwiesen und Alexanders Stimmung war dem Slavenevangelium günstig. Speranski wurde

nach Perm verbannt, die dünne Europäertünche abgekragt, die Fensteransicht gen Westen vermauert. Solche Wandlungen haben sich nach dem Tode Nikolais des Ersten und Alexanders des Zweiten wiederholt. Der Reichsrath und die Minister sind aber geblieben. Unschädlicher Modeputz. Rußland hat Minister; ein Ministerium kann es einstweilen nicht haben. Das komitet ministrow, dessen Name den Europäerirrtum erzeugt, ist nur ein engerer Staatsrath. In diesem Komitee sitzen neben den Ministern die Sektionschefs der kaiserlichen Kanzlei, die Häupter des Reichsrathes, der Prokurator des Heiligen Synod, Würdenträger aller Art, sogar der Direktor des Reichshauptgestüttes. Mit solcher schwerfälligen, uneinheitlichen und unverantwortlichen Gesellschaft ist nichts zu machen. Alexander der Zweite stellte Walujew, den begabten Gegner der Slavophilen, Alexander der Dritte den früheren tüchtigen Finanzminister Reutern an die Spitze: vergebens; das Ministerkomitee blieb ein Reichsornament ohne Bedeutung und die Präsidenschaft eine Sinecure für einen Günstling oder verbrauchten Minister, dem der Zar, als Lohn für treue Dienste, eine fette Pfründe gewähren will. Auch Wyhnegradskijs Vorgänger Bunge war Präsident des Ministerkomitees; und ihn löste Durnowo ab, der sich als Minister des Innern unmöglich gemacht hatte. Dieser Thatsachen mußte man sich erinnern, als die Kunde kam, Sergej Julitsch Witte sei zum Mitgliede des Reichsrathes ernannt und zur Leitung des Ministerkomitees berufen worden. Rußlands zwölfter Finanzminister, der kühnste, modernste und stärkste der Reihe, ist politisch bis auf Weiteres tot; und sein Bild kann für die Leichenhalle der Hohen Excellenzen gemalt werden.

Bis auf Weiteres... Er ist, mit all seinen Schwächen und Wesenssprüngen, ein schöpferischer Geist; und der auf Spiritistenweisheit schwörende Monomachos, der ihn, mit der Rücksichtslosigkeit des reichen Erben, aus fruchtbarer Arbeit riß, ähnelt in manchem Zug dem liebenswürdig schwächlichen Alexander, der seinen Spiranskij bald aus der Verbannung zurückholte. Witte kann eines Tages — er ist erst fünfundsünzig Jahre alt und hat Zeit — wieder mächtig werden; dem neuen Rang aber wird er die Macht nicht verdanken. Für einen Richelieu oder Bismarck, einen Peel oder Cavour ist in Rußland kein Raum. Das hat schon Leroy-Beaulieu gesagt und an das Wort eines russischen Journalisten erinnert: „Unser Premierminister könnte nur ein Großvezier sein.“ Ungefähr so haben ja auch Gortschakow und Loris Melikow ihr Amt aufgefaßt. Mit noch geringerem Recht als in Preußen (wo der Ministerpräsident den Ressortchefs nicht dreinreden darf) kann man in Rußland von einem homogenen Ministerium sprechen. Jeder Minister

arbeitet für sich, sucht beim Immediatvortrag seine Sonderwünsche durchzusetzen und erfährt von den Plänen der Kollegen gewöhnlich erst, wenn sie gelungen oder gescheitert sind. Fast immer arbeiten die Ressorts, meist auch noch die politischen Persönlichkeiten gegen einander. Nicht selten kommts zu offenem Krieg, wie 1881 unter Alexander dem Dritten, wo das milde Triumvirat Boris Melikow - Mikutin - Abasa von Pobedonoszew und Ignatiow, denen der Großfürst Wladimir und Katkow halfen, überrannt wurde. In stilleren Zeiten bleibts beim Minenkrieg. Der Zar hört heute den einen, morgen den anderen Minister und mühte, wie Bonaparte, drei Atlanten im Kopf haben, um stets voraussehen zu können, welche Wirkung die Maßregel, der er zustimmt, auf die verschiedenen Zweige der Landesverwaltung üben wird. Ein Wille soll herrschen, einer allein; doch die Einheit dieses Willens, der täglich von heterogenen Wünschen umbuhlt und umschmeichelt wird, ist gelähmt, die Räder der Staatsmaschine laufen sich heiß und die ewige Reibung, aus der warmes Leben entstehen sollte, gebiert schließlich nur ein kraftlos schwüles Chaos. Das ist die unvermeidliche Folge jedes Absolutismus; und Nikolai Alexandrowitsch hat feierlich gelobt, die Autokratie unangetastet zu bewahren. Ein russischer Minister muß vor jeder Laune des Herrn, vor jedem Einfall des flinkeren Kollegen zittern und darf nicht einmal seine Entlassung erbitten; denn die Erben des Großthanates der Goldenen Horde denken heute noch, wie weiland der Bey von Tunis, ein Sklave sei nicht befugt, von dem Posten zu weichen, auf den des Herrn Gnade ihn rief. Und gegen diese Zustände soll das zur Ohnmacht erschaffene Ministerkomitee mit seinem Rathgeberstimmen aufkommen? Unmöglich; selbst die leuchtende Geniekrast des stärksten Staatsmannes würde da nutzlos verglimmen.

Darüber täuscht sich Witte gewiß nicht. Er hat zu lange unter diesen Verhältnissen gelitten; auch in den Tagen, da der Meid ihn allmächtig hieß. Der Mann, der Physik und Mathematik studirt, über Eisenbahntarife und über Friedrich List Brochuren veröffentlicht hatte und mit neununddreißig Jahren schon Ministerialdirektor geworden war, wurde immer innig gehaßt. Ein Deutscher, der sich als Slaven verummunt (der Minister, der aus Tiflis stammt, sagte mir, er könne mit einiger Mühe zwar unsere Zeitungen entziffern, aber keinen deutschen Satz sprechen, und seine Vokale zeugten für die Wahrheit dieser Angabe). Ein Abenteuerer, ein Roturier, den schon seine Resalliance unmöglich machen sollte und der ganz in den Händen des jüdischen Bankdirektors Rothstein ist. Ein Grobian, der Männern vom Range Wanowstjts, Zermolows, Abasas über den Mund fährt und mit dem Bunge

nichts zu thun haben will. So redete man in Petersburg schon 1893 in verriegelten Stuben über ihn. Und er waffnete noch gefährlichere Feinde wider sich. Sein Ufas gegen die Baiffespekulation in Rubelnoten traf die russischen Bankiers empfindlich und ärgerte auch in Berlin manchen großen Arbitrageur. Seine Reorganisation der Reichsbank hinderte zahllose Wuchergeschäfte, zu denen Geldzwischenhändler den Staatskredit benützt hatten. Wenn im Ministerkomitee ein Vorschlag umständlich beschwagt wurde, sagte er ruhig: „Wozu? Ich weiß ja, wie der Kaiser darüber denkt.“ Er wußte es wirklich. Die jähe Energie und der praktische Blick des Ministers gefielen Alexander dem Stillen und er hielt ihm die Treue, troy allem Gewühl und Gezettel. Später zog Witte sich noch den Haß der Armeehäupter zu, die in ihm den Anstifter der Friedensaktion sahen. Nicht ohne Grund. Sergej Julitsch hatte als Beamter der Südwestbahn unter Johann Bloch gedient, der ihn schon damals für den Gedanken des Weltfriedsgerichtes erwärmt haben mag. Jedenfalls hat Witte dem jungen Herrn Nikolai das Buch Blochs über die Kriege der Zukunft gebracht und als Finanzminister in jeder Budgetdenkschrift betont, daß dem hungernden Volk nicht zu helfen sei, so lange die Kostenlast für das Heer ins Unerträgliche wachse. Das war ein neuer Ton. Bisher hatte der Glaube geherrscht, der Anspruch der Armee müßte allen andern vorgehen und fürs Militär habe selbst der Unterthan pflichtgemäß zu schwärmen, der, wie in Custrines Tagen der Großfürst Konstantin, den Krieg verabscheut, „weil er die Mannszucht und die Waffenröcke ruinirt“ ... An Segnern fehlte es dem Finanzminister also nie; aber er wurde mit ihnen eben so bequem fertig wie einst mit den Tschinowniks, die ihm auf einer entlegenen Bahnstation die Dienstwohnung des Vorstehers verweigert und den lästigen Chef gezwungen hatten, acht Wochen lang in einem Waggon zu hausen. Und allmählich sprachen seine Thaten so laut für ihn, daß sie alles Graun über-töntten. Daß seine Eisenbahntarispolitik ein Meisterwerk asiatischer Schlaueheit ist, hat unser Wirtschaftskörper seit 1894 oft genug erfahren. Daß er den Export von Papierrubeln verbot, ist ihm von berliner Spekulanten verdacht, von seinen Landsleuten aber als nützliche Leistung angerechnet worden. Er hat die Schwankungen des Rubelkurses beseitigt, die Valuta verbessert, für die dem Notenumlauf genügende Golddecke gesorgt, die Reichsbank sanirt, im Budget wenigstens äußerlich das Gleichgewicht hergestellt, wichtige Konversionen mit Erfolg durchgeführt und die Transsibirische Bahn gebaut. Für zehn Jahre ist's nicht wenig; ohne die Kraft raubenden Alltagsfraktionen wäre das Werk noch beträchtlicher geworden. Zimmerhin: einen Mann, den

solche Schöpferarbeit lobt, mußte auch der Feind vorsichtig behandeln. Was Sergej Julitsch will, geschieht, hieß es in Petersburg und Moskau. Er schien unangreifbar. Und wars doch nicht mehr, seit Nikolai Alexandrowitsch die weite Mütze des Monomachos auf seinem unklaren Schwärmerköpfchen trug.

In den Zeitungen wird ihm noch immer nachgesagt, er sei eigentlich ein Deutscher, gebe sich für einen Russen nur aus. Kein Psychologe könnte so urtheilen. In seinem Handeln ist Witte ein echter Russe: Einer, der, bei aller nüchternen Fähigkeit, die schwere Kunst des Wartens nie zu lernen vermochte. Rußland, sagt Eustine, ist das Reich der Kataloge: alle Titel sind angegeben, nur fehlen die Bücher; unter den in großen Lettern prangenden Ueberschriften sucht der Leser vergebens die verheißenen Kapitel. Im Grundbesitzverzeichnis stehen Wälder, wo der Wanderer nicht das zu einer Pfeife nöthige Holz finden würde, in der Rangliste Regimenter, deren Cadres der Wind umbblasen könnte, auf der Landkarte Städte, für die kaum erst die Parzellen abgesteckt sind. Das gilt heute noch beinahe so wie 1839. Was nicht rasch wachsen will, wird von der Ungeduld ins Leben dekretirt. So hatte es Peter gemacht und so sollte es bleiben. Vor hundert und fünfzig Jahren erschien in Petersburg ein Buch, das, unter dem Titel *Origines gentis et nominis Russorum*, nachwies, die Moskowiter seien kein slavischer Stamm. Unerhört; und obendrein wurde die Kezerbehauptung eines deutschen Dr. Müller noch durch die Zustimmung eines urrussischen Akademikers gestützt. Das durfte nicht geduldet werden. Der Akademiker bekam, auf Befehl der Kaiserin Elisabeth, hundert Peitschenhiebe als Lohn für seine Ethnologie; und der wackere Müller, den man, als einen Ausländer, mit so treffenden Argumenten nicht überzeugen konnte, wurde eingesperrt, bis er sich zu dem Zugeständniß entschloß: die Russen seien Enkel der edlen Roxolanen, die dem König Mithridates das Leben sauer gemacht hatten. Seitdem stand es fest: die Russen sind Roxolanen. Als dann wieder, abermals von einem deutschen Gelehrten, die These von der finisch-tatarischen Abstammung der Russen verfochten wurde, dekretirte Katharina einfach: „Dieser Glaube irrt. Den besten Beweis dafür, daß wir mit den Finen nichts gemein haben, liefert der Abscheu, den uns schon der Gedanke an solche Gemeinschaft einflößt.“ Damit war der Fall erledigt; und nur ein so arger Schalk wie Mirabeau ließ sich von Katharinas Erlaß zu der Glosse verleiten: *Les Russes ne sont Européens qu'en vertu d'une définition déclaratoire de leur souveraine*. Die geniale Askanierin hatte sich schnell dem russischen Geistesklima angepaßt. Die Staatsbahnentafel genügte ihr nicht; die Fremden, besonders ihre Freunde von der Encyclopädie,

sollten erfahren, welche Höhe die Volksbildung in Rußland erreicht habe. Geschwind wurden überall Schulen gegründet. Natürlich blieben sie leer. Katharina aber wies alle Klagen mit dem pompösen Wort ab: „Nicht für uns, sondern für die öffentliche Meinung Europas, die uns den Rang giebt, habe ich die Schulen geschaffen; daß Niemand hineingeht, ist ein unschätzbares Glück: wenn unsere Bauern anfangen, Etwas zu lernen, würden sie mich bald von meinem Platz jagen.“ Potemkins Liebste brauchte wirklich keinen Hofdekorateur. Der ganze Peter, wie er, auf Falconets prachtvoll leckem Denkmal, im Galopp den Felsen stürmt, stolz auf die Niewa und die Festung deutet und gar nicht zu ahnen scheint, daß ein Fluß und eine Burg noch keine Hauptstadt machen. Aber auch der ganze Witte. Rußlands zwölfter Finanzminister hat die alte, bewährte Moskowitermethode zu neuer Ehre gebracht. Sie gab seinem Namen den hellsten Glanz. Sie hat ihn von steiler Höhe gestürzt.

Vielleicht sprach Mitleid in seiner Asiatenseele das erste Wort. Er sah das Elend des Volkes: hungernde Bauern, verarmende Grundbesitzer; ein Häuflein steinreicher Großkaufleute, die ihr Geld unverzinst in der Truhe bewahren. Und keine Hilfe, ringsum keine Möglichkeit, dieses breitstirnige Millionenheer, „das so geduldig ist und so voll Kraft“, zu sättigen, ihm auskömmlichen Erwerb zu sichern. Keine Möglichkeit? . . . Von Westen her drang ein Zauberwort ins aufhorchende Ohr: Industrie! Wie war Großbritannien, Amerika, Deutschland reich geworden? Sergej Julitsch verfügte: Wir müssen in kürzester Frist eine nationale Großindustrie haben. So hatte Peter die Mongolensitten der Bartrussen mit Europäerlack gefirnißt und seine Moskowiter mit einer funkelnagelneuen Sumpfhauptstadt beglückt; so hatte Elisabeth eine Stammeslegende, Katharina eine Volksbildung dekretirt. Die Sache würde schon gehen. Und an Eifer ließ der Finanzminister es nicht fehlen. Er stärkte den Staatskredit, setzte die Tarife für Personen und Fracht herab, baute neue Verkehrswege, radirte das alle Gläubiger schreckende Defizit aus dem Budget, milderte den Paßzwang, griff sogar nach dem Branntweinmonopol. Geld, Unternehmer, Arbeiter, Absatzgelegenheit: Das Alles würde sich mit der Zeit finden. Das Alles hätte sich auch gefunden. Die Rechnung schien richtig. Der russische Industrietrach bedeutet nicht viel; solche Kinderkrankheit hat fast jedes Großgewerbe durchgemacht. „Im Boden des Zarenreiches schlummern Märchenschätze. Ganz Asien steht uns offen, wenn die Transsibirische Bahn fertig ist. Nur ausreichenden Zollschutz für die ersten Jahrzehnte: und das Riesenwerk muß gelingen. Und dann befruchtet ein Goldstrom das Land“ . . . Ein schöner, reiflich bedachter Plan, den man nicht von oben herab eine

Utopie nennen darf. Nur Eins hatte der kluge Rechner vergessen: die besonderen Lebensbedingungen der Autokratie. Katharina von Anhalt-Zerbst kannte die Russen besser als der tißlizer Parvenu; sie wußte, daß ihr Thron wanken würde, wenn die Bauern aus frommer Thierheit erwachten. Der Finanzminister Milolais, dieser moderne, rasch auffassende und assoziirende, in Theorie und Praxis erfahrene Geist, begriff nicht, daß Industrie nur auf einer bestimmten Kulturstufe möglich ist, daß sie selbst sich eine Kulturzone schafft und daß im Klima dieser Zone ein Selbstherrscher aller Reußen nicht athmen kann. Er wußte am Ende wohl gar, in dem industrialisirten Reich werde das Zarthum fester wurzeln als in dem morschen Agrarstaat, der an Geldmangel und rückständiger Wirthschaft dahinsiechte. Diesen Wahn läßt er nun. Daß die Staatsschuld sich häufte, die Staatsbahnen Jahrzehnte lang keine Rente abwerfen konnten, in Nord und Süd neue Unternehmungen zusammenbrachen, ward ihm verziehen. Ungehört verhallte die Klage der Grundherren über Missernten, Kreditnoth, Landpauperismus, ungehört die Beschwerden der Moskowiter, der Finanzminister habe nur noch für die Reichsperipherie, fürs fernste Asien Rath und Geld. Nach allen Fehlschlägen der letzten Jahre war Witte noch so stark, daß er die militärische Eroberung der Mandchurei hindern und die Wahl des stilleren Merkantilistenweges durchsetzen konnte. Das war sein letzter Sieg. Als die mandschurische Diktatur verkündet wurde, blieb ihm nichts zu hoffen. Die Arbeiterbewegung hatte begonnen. In Moskau und Odeffa, in Jelisewetgrat und Baku, in Kiew, dem russischen Rom: überall entstanden Organisationen, Gewerksvereine. Zum ersten Mal hörte der Ruschik das Fremdwort „Strike“, vernahm er, daß auch die Schwachen, wenn sie sich zusammenschaaren, mächtig werden. Die Anfänge der Industrialisirung hatten die Aermsten in die Städte gelockt: Rekruten für die Proletarierbataillone, deren Muth die sozialistischen Werber mit listiger oder lyrisch überschwingender Rede schürten... Das war Wittes Werk. Und nun war der einst allmächtig Gescholtene nicht mehr unangreifbar, nun brauchte kein Plehwe ihn in Gatschina anzuschwärzen. Sergej Julitsch mußte fallen.

Er fiel weich. Viel geringere Sünde wider den Heiligen Geist der Theokratie wurde oft schon ein Leben lang im sibirischen Totenhaus gesühnt. Sergej Julitsch Witte hat dem Erzfeinde des Absolutismus die Grenzen geöffnet: der durch Dampf oder elektrische Kraft bewegten modernen Maschine. Was sind dagegen alle Gräueltathen der Nihilisten? Unter das Bild des zwölften Finanzministers sollte man schreiben: „Der Organisator der russischen Revolution“.



Zur Physiologie der Moral.

Wir Christen.

Wir Alle, getauft oder ungetauft, bekennen uns zu der einen Sittenlehre der Evangelien. Und wir üben sie aus in unserer Weise, nämlich so, daß wir mit unserem Nächsten uns nicht befassen; gegen unsere Feinde scharf vorgehen; Reichthümer sammeln, so viel uns Andere nicht wegschnappen; Den, der uns auf den rechten Backen schlägt, niederschleusen und über die geistig Armen lächeln. Diese Thatfachen sind bekannt und in Büchern beschrieben. Die Diskrepanz zwischen Vorschrift und Handlungsweise pflegen Einige von uns mehrmals in jedem Jahr sich zu Gemüth zu führen und die Abweichungen, die wir nach orientalischer Sitte Sünde nennen, zu konstatiren. Solches Erlebniß ist häufig von einem gewissen theoretischen Unlustgefühl begleitet, das die kirchliche Sprache mit dem Ausdruck *Bekümmerniß* bezeichnet. Auf die fernere Lebensführung ist dieser Zustand ohne Einfluß, während andere, reuevolle Sorgen, wie erlittene Kränkung, leichtsinnige Verschulden, Zurücksetzung oder Verluste, oft ernste, manchmal verhängnißvolle Entschlüsse wecken.

Wie die Popsdespoten von ehemals ihr Bildniß im römischen Imperatorenhabit meißeln oder gießen zu lassen liebten, während sie doch niemals eingewilligt hätten, auf dem Marktplatz ihrer Residenz sich mit bloßen Armen zu zeigen: so wünschen wir die Mißgestalt unserer Menschlichkeit von dem Himmelsmantel christlicher Sittlichkeit umflossen zu sehen, — wenn man uns portraittirt. Es ist aber besser, wenn unsere Enkel erfahren, wie wir unser Leben lang in modefarbigen Erdenkleidern umhergelaufen sind, zufrieden, wenn sie haltbar und undurchdringlich die Brust umschlossen und nur den Kopf freiließen. Was verschlägt es uns, daß noch heute ein Mann im Osten lebt, der polternd die Sittenlehren eines reinen Christenthumes predigt? Welcher Staatsmann wird um feinetwillen eine Note seiner Kanzlei, welcher Geschäftsmann eine Ziffer seiner Konten revidiren? Papier wird bedruckt, gelbe Umschläge erscheinen in den Läden, — und der *Connaissieur* goutirt das literarische Opus.

Das praktische Christenthum ist uns, was es uns immer war und immer sein wird: dekorative Kunst.

Sicherlich haben niemals die Sittenlehren einer Religion eine so unbedrückte Passivität, ja, eine so vollkommene Gleichgiltigkeit bei den Bekennern gefunden wie die Botschaften des Christenthumes. Und niemals hat eine Religion, ohne Blut und Krieg zu verkünden, einen so unerhörten Siegeslauf vollbracht. Wie kam Das?

In ethischer Hinsicht verlangten die Religionen — darf man Götterfagen und Priesterkulte so nennen? — des Hellenismus so gut wie nichts. Sie blieben ein Spielzeug und wurden zum Ueberdruß.

Das Judenthum baute Gesetz auf Gesetz und umzäunte den Bau mit Vorschriften, Lehren und Auslegungen. Seine Dogmatik war plausibel und deshalb uninteressant, seine Gesetze kompliziert, doch eiserner Willenskraft und eifernder Glaubensstärke nicht unerfüllbar. Wehe der Religion, die erfüllt werden kann! Ihre Pharisäer müssen Heilige und Wunderthäter sein, wenn sie nicht sammt ihrer Lehre selbst zum Spott werden sollen. Die jüdischen Heiligen aber waren den Völkern ein Abscheu und Kergerniß; daher konnte das Judenthum keine Proselyten bekommen und blieb Stammeserbschaft.

Ewig unerfüllbar bleibt nur das Christenthum. Hier weht der Aetherhauch der höchsten Transszendenz. Eine Welt, so düster, daß nur der Stern der Erlösung ihr Licht beschert. Ein Leben, so werthlos, daß nur ein Jenseits sein Dasein rechtfertigt. Ein Gott, so fern, daß nur ein Mittler seinen Willen kundet. Eine Lehre, so erhaben, daß nur die Hand der Gnade der Schwäche emporhilft. Alle Geisteskräfte werden gebündigt: durch das Opfer der Weltflucht der Wille, durch das Opfer der Liebe das Herz, durch das Opfer des Glaubens der Verstand. Die schlechteste Schwäche und der schönste Trieb der Seele war gewonnen: der Tropfen Sklavenblut, der in uns Allen kreist, lechzt nach Unterwerfung, das lodernde Streben nach dem Unerfüllbaren, das uns adelt, verlangt Transszendenz. Wie mußte das feine Orientgift des Sündgebankens die reinen Völker des Nordlands ergreifen! Zwischen Sünde und Erlösung eingespannt, wie zwischen Jügel und Sporn, bebten die erregten Seelen und begehrten nicht nach anderen Jochen.

So siegte denn das Dogma durch seine Transszendenz. Größer kann die Erhabenheit des intellektuellen Opfers nicht dargestellt werden als durch die kirchenväterlichen Worte: *Verisimile est, quia ineptum est, verum, quia impossibile; credo, quia absurdum.*

Niemals wird, so lange der Sternenflug des Geistes daran verzweifelt, tiefer in den Weltenraum der Jenseitigkeit einzudringen, achtungloser die Irdischkeit unter sich entschwinden zu sehen, niemals wird christliche Dogmatik und Sittenlehre neuen Verkündigungen weichen. Aber eben diese Erdenflucht verschließt ihr die Welt des Handelns. Des Mittlers Reich ist nicht von dieser Welt; nicht das soziale, nicht das mythische, noch weniger das sittliche Reich. Seine Lebenslehre hat nur Märtyrer gezeugt und Indifferente; Jünger waren ihr nicht beschieden. Kein ethisches Merkmal unterscheidet den Arier christlichen Glaubens von dem moslemitischen oder buddhistischen Stammesbruder. Von christlicher Lehre oder Lebensanschauung, besonders von

christlichem Gemüthszustande mag man sprechen, aber nicht von christlicher praktischer Sittlichkeit.

Sittenbekenntniß.

Und dennoch sind wir nicht morallos. Tausend ungeschriebene Gesetze lenken und zügeln jeden Schritt unseres Handelns. Viele dieser Gesetze sind den christlich-orientalischen Sittenlehren, viele den römisch-abendländischen Rechtsfassungen fremd, ja, entgegengesetzt. Kein kategorischer Imperativ, kein Daimonion, kein Ehrenkodex und kein Gewissensinventarium kann die Kasuistik dieser geheimen Lehren erschöpfen und dennoch sind sie allen Stämmen aristrender Kultur gemeinsam und eigen und im Strom der Zeiten, Bräuche und Religionen starr und standhaft geblieben.

Nur zwei Wege scheinen mir zu einem Ueberblickspunkte zu führen, zu dessen Füßen sich die verworrene Menge der Einzelsfälle ordnet: der Weg der Bewunderung und der Weg des Abscheues. Gibt es Handlungen, die wir Alle und immer lieben? Gibt es solche, die Jeder verurtheilt?

Wir, die im Norden wohnen, sind im Bewundern, selbst im Anerkennen larg. Wir demonstrieren nicht: oder nur im Unwillen. Die lobende Stimme des Volkes vernehmen wir kaum im Theater, es sei denn bei Ringkämpfen, Possen oder Virtuosenstücken. Auch ist der Einzelne im Beifall allzu suggestibel: man läßt sich von einer schön geschilderten Missethätigkeit rühren, die man grundsätzlich thöricht findet, oder man ergötzt sich bei Lampenlicht an einem Martyrium, das man bei Tage unsittlich und abgeschmackt schilt.

Unbestechlicher scheint mir das Urtheil des Mißfallens, der Entrüstung, des Abscheues. Oft haben wir die Pflicht, nicht selten die Reigung, es zu hören und auszusprechen. Die Kunst des Erziehens, des Regirens und leider die Kunst der Unterhaltung hat unsere Verurteilungsfähigkeit also fleißig geübt und abgeschliffen, daß wir kaum in einem Punkt mit unseren Mitmenschen uns so einig fühlen wie in diesem. Ja, es will fast scheinen, als sei die Verachtung, die eigene wie die der Anderen, das eigentliche — vielleicht zuletzt das wahre — Agens unseres sittlichen Thuns.

Die eine Todsünde.

Wie beschaffen sind nun die Handlungen und Zustände, die wir Alle — ich meine Menschen westlicher Kultur — verabscheuen, hassen, verachten?

Die Verbrechen und Vergehungen der göttlichen und menschlichen Codices sind es nicht; ein Totschläger kann ein Halbgott, ein Räuber ein Held sein. Ehebrecher sind besungen, Aufrührern Denkmäler errichtet worden. Ein Mann, der auf ein Stück Papier ein Zeichen kriegt, das den Namen

eines anderen bedeutet, ist uns verabscheuenswerther als Einer, der auf offener Straße überfällt. Wer in Gegenwart gewisser Amtspersonen eine alte Sakralformel ausspricht, um eine willkürliche Behauptung zu bekräften, ist ehrloser, als wer einem Weibe Gewalt anthut. Und dies Alles mit Recht, seit undenklichen Zeiten und, so Gott will, in Alle Zukunft. Denn eine gemeinsame Wurzel giebt es Dessen, was uns alle sittlich empört, eine Essenz des Bösen, die das an sich Indifferente erst zur Verwerflichkeit wärzt; es giebt eine einzige Todsünde: die eine, die alle zehn Gebote zu nennen sich scheuen. Für dieses Salz der Sünde erkläre ich die Lüge.

Die Wurzel der Lüge.

Viele glauben, die ersten Menschen seien aus dem Paradiese vertrieben worden, weil sie von den Früchten des verbotenen Baumes genossen hatten. Ich sage, daß jene Weiden Recht thaten. Die Schlange war die erste Wohlthäterin des menschlichen Geschlechtes: die Sekte der Ophiten mußte es und betete sie an. Wehe dem Menschen, der den Baum der Erkenntniß vor sich sieht und nicht tausend Tode daran setzt, um von ihm zu kosten! Diese Uebertretung war leicht; sie hätte der Herr verziehen. Die Erbsünde wurde erst am Abend jenes Tages vollbracht. „Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesicht Gottes des Herrn unter die Bäume im Garten.“ Da war die erste Lüge über die Welt gekommen.

Lüge ist Knechtschaft. Der Lügner ist Sklave des Belogenen. Wehe ihm, wenn er nicht sich und seine Gedanken vor dem Herrn verbirgt, wie der Hund den gestohlenen Knochen; wenn er nicht die Gedanken seines Herrn mit- und vorausdenkt, damit er auf jede neue Frage mit einer Erfindung aufzuwarten bereit sei. Im Dienste seines Gebieters muß er ein zweites Leben, das seiner Fiktion, im Geiße führen, ähnlich wie ein Industriestapler unserer Zeit eine ganze imaginäre Buchführung und Korrespondenz, ein gesamntes zweites Geschäftswesen zur Tröstung seiner Gläubiger in Bereitschaft zu halten und vorzuweisen pfliegte.

Knechtschaft verachten wir, weil sie von der Furcht geboren, von der Furcht am Leben gehalten wird. Furcht aber ist vom Ursprung an das wahre Ziel der Verachtung, vielleicht das einzige, so daß man sagen kann: Furcht löst Verachtung als Reflexempfindung aus, wie etwa Wohlthun Dankbarkeit, Uebelwollen Haß, Kraft Bewunderung.

So ist denn Furcht, Knechtschaft, Lüge die Stammtafel des Abscheues; und also der Unmoral.

Umschau.

Haben wir die Furcht, die wir bei Männern Feigheit nennen, als Grund der Sünde erkannt, so zeigt uns ein Umblick, daß Uebelthaten nach dem Maß ihrer Feigheit zuwider sind.

Wer einen ebenbürtigen Feind im Kampf erschlägt, ist ein Held. Wer Schwache und Wehrlose überfällt, wer vorbeachtet und vorbereitet den Gegner schwächt, den Kampf umgeht, Der heißt ein Mörder. Nichts ist uns so verächtlich wie Mißthaten gegen Wehrlose: Weiber, Kinder und Greise sind sakrosankt.

Alle Heimlichkeit verräth Furcht. Was in einsamer Heimlichkeit geschieht, ist gemein. Wer seine Thür verriegelt, treibt Hehlerei, Diebstahl, Fälschung, die Thaten der Finsterniß. Wenn es den Nuthigen nach Habe und Gut seiner Nächsten gelüftet, so wird er drum kämpfen, spielen oder wetten. Lug und Trug sind die Waffen des Furchtsamen.

Von diesem Punkt müssen wir Ehre und Ehrenhändel betrachten; denn diese enkants terribles unserer christlichen Kultur verkünden in ihrer heidnisch aufrichtigen Sprache am Lauteften und Lautersten unser ungeschriebenes, wahrhaftiges Sittenempfinden. Zunächst bestätigen sie, daß auf der Meinung der Anderen die hergebrachte Sitte ruht: denn nicht, was ich bin, sondern, wofür man mich hält — meine eigene eheliche Ansicht zählt freilich mit —, schafft mir Ehre. Dann: wie es nur eine Lasterhaftigkeit giebt — die Feigheit —, so giebt es nur einen Vorwurf: die Beschuldigung der Feigheit. Denn welche Schmähung der Eine dem Anderen anthun mag, ihr Sinn ist immer der gleiche: „Ich bin berechtigt, Dich zu beurtheilen und zu tadeln, und Du bist gezwungen, mein Urtheil zu vernehmen, denn Dir fehlt der Muth und die Kraft, mir zu wehren.“ Deshalb kann nie ein Dritter, ein Richter oder Schiedsmann die Beleidigung sühnen: nur der Kampf führt den Beweis der angezweifelten Kardinaltugend; und ist der Kampf unmöglich, so bleibt nur der Nachweis des Todesmuthes übrig, den man in Japan Harakiri nennt.

Daher kommt es, daß Kirche und Staat dem Zweikampf in so betrüblicher Hilflosigkeit gegenüberstehen: denn er ist der letzte und höchste Ausdruck unserer herrschenden antichristlichen Moral.

Zwei weitere Paradoxe lösen sich bei dieser Betrachtung auf. Erstlich das Phänomen der Beschämung und Blamage. Wir sind blamirt, wenn man uns bei lügenhafter Annäherung oder Ueberhebung ertappt. Die Ueberführung der Lüge — diese Ueberführung allein heißt schon „Strafe“ der Lüge — ist der tiefste aller rein ethischen Schmerzen und selbst in später Erinnerung zuckt er mit stets erneuter Schärfe auf. Ferner: die Schmach der Bitte. Ein Mann bittet ungern und fleht nie. Denn Dies ist Knechtschaft, Schwäche und Furcht. Eine Ausnahme nur ist uns gestattet: vor

Frauen erbitten und erschlehen wir ohne Scham die letzte Günst. Denn im Stillen wissen wir, daß wir vor der eigenen Kraft knien, daß wir aus Stärke schwach sind und durch Knechtschaft erobern. Die armen Weiber freilich wissen es nicht und staunen, wenn nach Augenblicken der Sklave zum Despoten, die Herrin zur Magd geworden ist.

* * *

Virtus.

Ehedem, wenn man Menschen schilderte, zählte man ihre Tugenden und Laster auf. In späterer Zeit beschrieb man ihre Neigungen, Fähigkeiten, Leidenschaften, Gewohnheiten, Stärken und Schwächen und nannte es Charakter. Zuletzt definierte man die Atmosphäre, die Scholle, und was man sonst mit dem Worte Milieu bedeutet. Doch stets, so will mir scheinen, ist bei solchen Betrachtungen eine tiefere und geheimere Kraft zu kurz gekommen, für die ich einen Namen suche, einen Namen, der etwas mehr besagt als Temperament und etwas präziser ist als Lebenskraft (die einen fatalen mesmeristischen Beigeschmack hat). Aus Noth will ich den unzulänglichen Ausdruck „Vitalität“ gebrauchen.

Unter Vitalität soll verstanden werden der Inbegriff aller geistigen Energiequellen. Die Quellen der Lebensfreudigkeit, der Willensstärke, der Beharrlichkeit, des Selbstvertrauens, der Begeisterungsfähigkeit, der Ueberzeugungstärke, der Arbeitslust, der Gedankenintensität, der Konzentrationsgabe, der Entschließungskraft, der individuellen Einseitlichkeit fließen hier zusammen. Zu den Geistesfähigkeiten, der Unterscheidungs- und Kombinationskraft, der Stärke der Vorstellung und Abstraktion, der Phantasie und Kritik verhält sich die Vitalität wie eine Quantitätsgröße zu einer Potentialgröße, wie die Breite eines Stromes zu seiner Geschwindigkeit. Den Begriff des Temperamentes übertrifft sie insofern, als sie alle Mächte des Willens und der Entschließung mit umfaßt. In ihr liegt der Knotenpunkt, in dem geistige mit leiblichen Kräften, vor Allem mit den verborgenen Gewalten der Sexualität sich verschränken; hier liegt auch die Grenzmark, die männliches von weiblichem Wesen unterscheidet. Deshalb spiegelt weit mehr als geistige Begabung sich Vitalität in der körperlichen Erscheinung; und Einer braucht nur ein halber Physiognom zu sein, um die Zeichen starker und schwacher Vitalität aus den Zügen der Leiblichkeit zu lesen.

Bei Menschen gleicher Fähigkeit entscheidet nur diese Kraft und Anlage, ob Trägheit oder Thatenlust, Optimismus, Zweifel oder Pessimismus, Zuvorsicht, Mißtrauen oder Vertrauensfähigkeit, Begeisterung oder Kritizismus den Weg des Lebens bestimmen wird. Sie ist das Gestirn, das die Stunde unserer Geburt beherrscht; Mars, Jupiter, Saturn und alle Planeten erhalten ihr Licht von der Sonne der Vitalität.

Angemerkt sei hier, daß führende Geister in Wissenschaft und Kunst selten den Gipfel der Vitalität verkörpert haben; in ihnen muß Empfänglichkeit und Impuls, Phantasie und Kritik, männlicher und weiblicher Geist einander durchdringen. Deshalb sind sie selten fähig, ihr eigenes Leben, niemals, das Leben Anderer zu beherrschen, und die „Gelehrtenrepublik“ wird stets eins der thöricht widerwärtigen Gespinnte bleiben. Die stärkste Vitalität schafft Feldherren, Staatsmänner und Gesetzgeber; aber auch ihr Uebermaß setzt der Herrschaft Grenzen. Die vitalsten aller Genialitäten waren bessere Minister als Souveraine, und wo sie schrankenlos herrschen mußten, da haben sie schlecht geendet oder beklagenswerthe Zustände hinter sich gelassen.

Wir Alle kennen Menschen, denen jede Verrichtung des Lebens ein Quell der Freude ist; aus tiefstem Schlaf erwachen sie gestärkt und des Tageswerkes begierig; sie arbeiten mit Lust und gleichsam getrieben durch das Bedürfniß, gesammelte Energien zu befreien; die Ernährung ist ein Fest ihres Tages und die Verdauung ein mildes Nachspiel; Sport und Uebungen müssen die überschießenden Kräfte entladen; unerschöpft und zum Sieg bereit bleibt das Rüstzeug des Liebeskampfes; und sie entschlummern in der Vorfreude des neuen Tages. Und wiederum giebt es Solche, die unter der Existenz wie unter einer Kreuzeslast zusammenbrechen, die der Genuß schmerzt und die Arbeit zermalmt. Einen kannte ich, den das Einerlei der Lebensfunktionen und Gewohnheiten, namentlich der trivialsten, des Essens und Kleidens, der Reinigung und Verdauung, zum äußersten Ueberdruß, zum Verzicht auf das Leben trieb. Es giebt Menschen, die jeden Schritt ihres Lebens aus Furcht thun, und andere, die jeden Entschluß aus Bagelust fassen. Es giebt Menschen, denen vor jeder fremden Thür das Herz klopf und die jeden Brief zitternd erbrechen, und es giebt Menschen, die lachen, statt zu erschrecken, und sich Gefahren schaffen, wenn sie keine finden. Da hilft es nichts, von Trägheit und Schlassheit zu reden und gute Lehren mit sittlicher Betrachtung zu würzen: die Vitalität ist keine Tugend, die sich auswendig lernen läßt. Sie haftet am Körperlichen, sie wird mit uns geboren, lebt mit uns und wird mit uns, manchmal vor uns, begraben.

Die Zeit wird kommen, in der wir die rein körperliche Funktion der Vitalität messen und in Kalorien der Verbrennungswärme, Millimetern des Blutdruckes oder Mikroampères der Nervenströme ausdrücken lernen. Dann werden auch die tiefen Zusammenhänge der Geisteskräfte und der Quellen des sexuellen Lebens zu Tage treten. Denn aus ihnen mußten die Wurzeln der Vitalität verborgene Nahrung saugen. Das sagt uns nicht nur die registrirende Erfahrung, sondern ein ahnendes inneres Begreifen. Daher vielleicht das Geheimnißvolle und Berückende der vitalen Eigenschaften: Phantasie und Wille sind uns wichtiger als Verstand, Begeisterung und Ueber-

zeugung werthvoller als Kritik. Der Verstand an sich ist uns uninteressant; die Vitalität erst gibt ihm die Färbung, die Qualität, den Charakter. Sie bestimmt, ob er in Zweifel oder Zuversicht, in Vorsicht oder Kühnheit, in Bejahung oder Verneinung ausklingen soll. Optimismus und Pessimismus sind zuletzt nur verschiedene Ausdrücke des körperlichen Befindens.

Wir sprachen von Furcht als letzter Ursache aller Unmoral. Daß sie nichts Anderes ist als ein Defekt an männlicher Vitalität, braucht kaum noch erwähnt zu werden. So ergibt sich die abenteuerlichste aller Thesen: es gibt kein moralisches Handeln, sondern einen moralischen Zustand; Ethik ist körperliche Verfassung, die Qualität männlicher Stärke. Und ein anscheinend Absurdes wird zur evidenten Selbstverständlichkeit: daß wir nämlich mit den selben Waffen der Verachtung, des Abscheues und des Hohnes, die wir gegen den Frevel zücken, daß wir mit den selben Waffen leibliche Mängel ahnden, die scheinbar außerhalb der Sittenbezirke liegen: körperliche Schwäche und sexuelle Unfähigkeit. Man sage nicht, daß wir diese Defekte wie Unthaten nur behandeln; nach unseren Moralbegriffen sind sie es.

Noch einmal sei es ausgesprochen: im Frevel hassen wir Heimlichkeit und Lüge; in der Lüge die Feigheit; in der Feigheit die Schwäche und Unmännlichkeit. So haben wir den Stammbaum der Sünde zu ergänzen.

Die Sprache der Römer fand für diesen Zusammenhang den Ausdruck; sie nannte, was wir Tugend heißen: Virtus; zu Deutsch: Mannheit.

•

Weibertugend.

Wenn Männertugend Mannheit ist: wo bleibt die Tugend der Weiber? Eine spitzfindige Laune und Zufälligkeit des Sprachgeistes giebt die Weisung. Das starke Wort Virtus verderbten gallische Zungen in „La vertu“; und also, daß es nichts Männliches mehr bedeutete, vielmehr für Weibertugend eine passende Bezeichnung wurde. „Vertu“ aber bedeutet Keuschheit.

Man denke sich einen verspielten, gefräßigen Mann, mit Hang zum Wechselfältschen, als dramatischen Helden zwei Stunden über die Bühne schreiten: wer zöge nicht das Tollhaus diesem Anblick vor? Das ledermäulige, lägenhafte Weib Nora aber rührt uns zur Sympathie. Ein Mann, der sich fürchtet, ist uns zuwider, ein geängstetes Weib hat einen Reiz mehr. Viele verlangen vom Weibe Koketterie; was ist sie anderes als seine Lüge und Verstellung?

Die lobenden Namen: „ein ehrbares Weib“, „ein tugendhaftes Weib“ bedeuten nicht die Ehrbarkeit und Tugendhaftigkeit der Seele; sie meinen nichts Anderes als „ein keusches Weib“. Die tadelnden: „ein gefallenes Weib“,

„ein lasterhaftes Weib“, „ein verworfenes, ehrloses Weib“ bedeuten nicht mehr als „ein unkeusches Weib“. Keinem, ausgenommen etwa einem Theoretiker der Kanzel, wird einfallen, unter einem ehrlosen oder lasterhaften Mann einen darzustellen, der gegen die Gebote der monogamen Sittlichkeit verstoßen hat.

Weshalb ist es dem Weibe verliehen, diesem Gefäß der Schwachheit, der Unbeständigkeit, der Unklarheit, uns zu läutern und hinaanzuziehen? Kraft dieses Gesetzes, daß das keusche Weib aller Sünde rein ist.

Schwäche ist die Todsünde des Mannes, Unkeuschheit die Todsünde des Weibes. Daher wird sie geächtet mit der gleichen Strafe, mit der einzigen unerbittlichen Strafe, die das wahrhafte Sittenbewußtsein der Menge verhängt: der Verachtung. Mannheit ist die Tugend des Mannes, Weiblichkeit die Tugend des Weibes. Alle anderen Tugenden sind offizielle Nebenarten, Verbengungen vor dem Pergament. Fleiß, Hingebung, Demuth, Güte, Genügsamkeit, Besonnenheit sind bürgerliche Qualitäten, des Erfolges sicher und mit Abneigung hochgeschätzt. Aber nicht zu Theil ist ihnen die Kraft, unsere Seele zu erleuchten, es sei denn, daß sie von der Sonne des Muthes, der Wahrheit oder der weiblichen Reinheit bestrahlt werden.

Anmerkung über das Tragische.

In dem Kampf unseres wahren Sittenempfindens mit dem konventionellen liegt die Wurzel der Tragik. Der tragische Mensch ist unserem instinktiven Moralbewußtsein sündlos, daher nehmen wir an seinem Geschick und Wesen Antheil; vor dem Richterstuhl des erlernten Gewissens ist er schuldig, daher verurtheilen wir seine Stärke und verlangen und fürchten zugleich seinen Untergang. Die Tragik liegt nicht in ihm, sondern in uns: in dem erschreckenden und unerklärten Zwiespalt unserer wahren und unserer konventionellen Seele. Wir begreifen nicht, wie wir zu gleicher Zeit lieben und verurtheilen und doch nicht verachten können. Wir selbst sind *Virginius* und *Brutus*; wir leiden, indem wir Gerechtigkeit üben. Und wenn im Lauf der letzten Generationen das tragische Gefühl in uns so geschwächt ist, daß der Sinn für Trauerspieldichtung zu schwinden droht: so liegt es am Ende daran, daß die offizielle Moral an Kredit verloren und daß es uns leid ward, nach ungleichem Kampf ihr, der Anmaßenden, die alten Siegesopfer zu bringen. Das Gespenst der Gerechtigkeit verblaßt, das Leiden gewinnt an Gewalt, und statt im göttlichen Schauer blicken wir in unmuthvoller Enttäuschung zur tragischen Bühne empor.

Bisher mochte die antike Tragik uns ungeredter und brutaler erscheinen: denn hier scheiterte der sittliche Mensch an dem felsenharten Willen des despotischen Gottes. Die Stärkere ist sie, wenn wir erkennen, daß auch die sitt-

liche Forderung unserer erlernten Weisheit nichts Besseres ist als die Stimme eines toten Götzen.

Das Erbtheil der Stämme.

„Tugend ist Kraft und Muth, Sünde ist Schwachheit und Furcht“: das Gesetz führt uns hinab in die Ferne der Zeiten. In jenen Aeonen waren unsere Götter nicht geboren noch die Vorfahren unserer Götter. Durch Stärke herrschte der Freie und erzwang sich Furcht, Ehrfurcht und Ehre. Aus Furcht stammt unser Sittengefühl und unsere Verehrung; und noch immer birgt höchste sittliche Bewunderung einen Tropfen, der nach Demüthigung schmeckt. Daher wir Verehrung und Dankbarkeit am Liebsten Denen zollen, die abgethan sind oder tot.

Kein Götterkult, keine Priesterlehre, auch nicht das Evangelium, die Heilsverkündung Christi, hat im Strom der Jahrtausende vermocht, dem Gesetz der Unmoral einen Titel zu nehmen oder zu geben. Wir urtheilen, dichten und reden nach geschriebenen und gesprochenen Gesetzen, aber unsere Seele weiß von Alledem nichts. Entblößen wir sie von dem Modestram schriftgelehrter Vorstellung, so tritt sie in den unvergänglichen Götterzügen als Schützerin der Wahrheit und Kraft hervor.

Deshalb irrte jener große Dichter und Prophet, wenn er oft und heftig die christliche Lehre der Schwächung unserer Seelenkräfte anklagte. Diese Lehre hat nichts verschuldet, denn sie hat nichts bewirkt; und wenn wir auch von tausend Kanzeln die östliche Lehre verkünden hören: die Geister sind befehlet, die Herzen bleiben heidnisch. Und gar in Dem, was er erträumte und ersehnte, kam Jener der Tiefe und dem Reichthum des wahrhaft Geschehenen nicht nah: die tropigen Halbgötter, die er erzeugen wollte, sind gewaltige, nicht große Gestalten. Wenn es wahr ist, daß die verborgenen Willenskräfte unserer Seelen auf Entwidlung zielen und wirken, so sollen freie, wahre, edle und selbstlose Geschlechter entstehen; denn Freiheit, Adel, Wahrheit sind die Attribute der Stärke. Die Träume aber von eigenstnigen, eigenwilligen, eigennütigen Sklavenbändigern und Titanen sind nichts Anderes als Ausgeburten der forcirten Schwäche.

Die Ethik unserer Seelen ist alt, aber nicht ewig; weder im Raum noch in der Zeit. Nur wir Abendländer krönen als höchste Tugend Kraft und Wahrheit; andere Stämme schufen sich die Moral der Barmherzigkeit und Frömmigkeit, die Moral der Kalofagathie und Sophrosyne, die Moral der Weltabkehr und Selbstvergessenheit und manche andere Moral, die unausgesprochen, ungeschrieben, vergessen und verschollen sein mag. Es giebt Völker, bei denen die Tugend der Wahrhaftigkeit so gering in Ansehen steht, daß sie im Zweifelsfall vorziehen, zu lügen, um die Tugend der Klugheit nicht zu

verlegen. Das weiß Jeder, der die Stämme der Araber besucht hat. Mit Recht steht in vielen Streitschriften zu lesen, daß Jakob, Sohn Isaaks, der Schläue, nur im Morgenlande zum Patriarchen taugte; und die vielgewandte Listigkeit des vagabundirenden Griechenhelden wäre in unserem Norden nur in Reinekeliedern und Eulenspiegelchwänken ausgeklungen. Ja, ich behaupte: Jesus Christus selbst konnte nur deshalb der Gott germanischer Stämme werden, weil er als ein muthiger Held des bittersten Todes gestorben ist.

Ich denke nicht, die Geschichte oder Geographie der Moral zu schreiben: ich richte mein Auge auf die bestehende, wenn auch latente Moral unseres Himmelsstriches und unserer Zeit und möchte schließen mit einer kurzen Betrachtung zu ihrer Kritik.

* * *

Kritik der Moral.

Wollte man für die Moral des Abendlandes eine Bezeichnung erfinden, so möchte man sie die Moral der Gesinnung nennen. „Gesinnung“ deckt vielleicht am Besten den Begriff Dessen, was Aristoteles das *ἠθικόν*, das „Muthgeartete“, nannte. Zum Selbstopfer des Altruismus taugt die Gesinnungsethik nicht. Sie zollt dem Herrscher Ehre, dem Genossen Treue, dem Beherrschten Großmuth, sonst nichts. Barmherzigkeit ist ihr fremd. Barmherzigkeit aber und Großmuth sind, wie in ihren Wirkungen, so in ihren Analysen gar verschieden: Liebe ist das Grundelement der Einen, das der Anderen Geringschätzung. Die Ethik der Gesinnung ist keine Ethik der Menschlichkeit und Menschenliebe: aus der Verherrlichung der Kraft und des Muthes erwachsen, ist sie eine Ethik des Kampfes.

Die reine Vernunft, die gern auf das Einzelne blickt, wird stets das Lob des Altruismus singen. Sie verfährt wie der sorgsame Gärtner, der den stolzen Baum stutzt, damit er dem Sträuchlein am Boden nicht Sonne und Luft schmälere. Dagegen beliebt die umschauende und umfassende Phantasie die Massenerscheinung allein sich vorzuhalten, gleichwie ein Ackerbauer, der den Reichthum der ganzen Ernte fördert, unbekümmert, ob ein paar tausend Halme inmitten des Segens verdorren. Deshalb wird sie die grandiose Erscheinung und Wirkung der Gesinnungsethik als Massenphänomen nicht verkennen. Welche Stärkung in der Summirung kleinster Wirkungen wohnt nicht bei der Gemeinschaft, deren einzelnes Glied nichts Höheres kennt als Kraft und Muth! Welcher Feind ist ihr gewachsen? Welche Naturkraft fürchtbar? Und welcher Macht des Denkens, des Glaubens, der Forschung und der Ueberzeugung ist nicht eine Menge fähig, wenn der Schwächste noch von heiliger Verehrung der Wahrheit besessen ist! Diese Moral allein, die

Moral der Gesinnung lehrt siegen und herrschen, kultiviren und erziehen, verkünden und überzeugen. Marodeurs rettet sie nicht, aber Völker verwandelt sie in Heere und reißt sie fort über Land und Wasser, zur Eroberung von Staaten, Stämmen, Geistern und Seelen. Sie ist das Kreuzesbanner, unter dem die arischen Nationen gesiegt haben und siegen werden.

Wie arm ist unser Land! Wie karg seine Fluren und wie dürstig sein Schoß. Der Meeresausblick beengt, die Flanken seiner Grenzen unbesiegt den Feinden hingestreckt. Was erhält uns am Leben und im Kampf? Moralische Mächte: Gesinnung. Mit dem Schwertknäuel der Disziplin siegeln wir unsere Verträge; in die Waagschale der Weltenwerthe werfen wir die gesinnungsvolle Treue unserer Beamten, den Wahrheitsdrang unserer Forscher und den Muth unserer Krieger. Denn in all seiner Armuth ist unser Himmelsstrich gefegnet mit den männlichsten Männern.

*

*

Die Zukunft.

Und dennoch: täuschen wir uns nicht! Wie die hölzernen Pfeiler Venedigs zermorschen, seit das Meer, dem sie entstiegen, verrinnt: also schwankt das stolze Bauwerk unserer Moral auf Grundvesten, von denen das schützende Element zu weichen droht.

In unseren Reichen herrschen die leiblich Starken nicht mehr und deshalb braucht Niemand mehr sie zu ehren und zu fürchten. Die Schwungräder unserer Maschinen spotten der Kraft des stärksten Armes, unsere Schlachten entscheidet nicht mehr das Schwert, sondern der Kanonengießler, der Ingenieur, der Chemiker, der Schiffbauer; nur auf der Schaubühne noch erringt der Athlet seine unfruchtbaren Siege; und über allen Mächten auf dem alten Thron des Schicksals brüstet sich die Intelligenz.

Ein jugendlich naiveres Volksbewußtsein würde vielleicht in aller Unbefangenheit dem neuen Stande der Dinge Rechnung tragen, die alte Sittenwerthe stürzen und den neuen Mächten opfern, die vor Aller Augen Achtung, Furcht und Ehrung erpressen. Und wirklich will, so scheint mir, zumal in der Welt jenseits des Meeres ein junges, verheißungsgarnes Sittenbewußtsein sich regen, das Verstand und Betriebsamkeit, Findigkeit und Skeptizismus über alle Tugenden erhöht und von der alten Kraft nur die Seite gelte läßt, die wir im geschäftigen Leben unserer Tage als „Energie“ kennzeichnen. Wir aber, die gern unsere Götzen noch eine Zeit lang thronen lassen, selbst wenn wir ihre Mirakel nicht mehr glauben, empfinden ein tiefes Mißbehagen im Pantheon dieser neuen Glorien und suchen die Helden des Verstandes uns dadurch genießbar zu machen, daß wir alle kleinsten Züge der Gesinnung und des Adels, deren man sie zeugt, auf ihre Bilder firnissen und schließ-

lich diese oltroyirten Helden nicht um der Dinge wegen schätzen, die sie groß machen, sondern um derer willen, die sie mit Vielen gemeinsam haben.

Unsere Seelen sträuben sich: denn wir lieben das alte Idol nicht um seiner Gaben, sondern um seines Glanzes willen. Wir trennen uns leichter von Dem, was wir lieben, als von der Liebe selbst; und nichts wünschen wir so leidenschaftlich unseren Nachkommen zu vererben wie unser Lieben, unser Hassen, unser Streben und unser Fürchten. Deshalb bekümmert uns mehr als billig die Zukunftsfrage: Wer wird siegen? Herz oder Geist? Muth oder Klugheit? Besinnung oder Intelligenz? Alte oder neue Moral?

Der Kampf ist alt. Als Zwiespalt zwischen der hereditären und legitimistischen Macht der Besinnung und der plebejischen Hydra der Intelligenz beherrscht er alle Geschichte. So oft unruhige Köpfe gegen Monarchien und Aristokratien stürmten, so oft der Beamtenstaat der Kirche gegen die Erbmächte der Dynastien stritt, so oft Städte gegen Adel, Bourgeoisien gegen Höfe, vierte Stände gegen Bourgeoisien rüsteten; ja, selbst so oft wissenschaftlicher Gedanke gegen heilige Lehren, Reformation gegen geweihte Bräuche, sozialer Umsturz gegen überlieferte Rechte zu Felde zog, — so oft diese Kämpfe auf Erden ausgesocht wurden: stets stießen unsichtbar in Lüften die Genien des Intellectes und der Besinnung die Schilde zusammen. Neben dem einen stand die Verführung des Neuen, die Kraft des Gedankens, die Hoffnung des Kommenden; neben dem anderen die Macht der Erfahrung, die Treue des Empfindens, der Ruhm des Vergangenen. Doch ward ein seltsames Naturgesetz zum Schutz gegen die erneuten Gefahren über das Bestehende gebreitet: die Erblichkeit. Besinnung pflanzt sich fort, durch Blut und durch Lehre. Deshalb haben alle alten Adelsherrlichkeiten Bestand gehabt und tausend neue auf allen Gebieten des alten Lebens sich zu bilden vermocht. Deshalb haben alle Unterthänigkeiten sich erhalten, selbst in den resoluteften Gleichheitsstaaten. Deshalb haben alle Moralbewerthungen, die aus solcherlei Menschheitsheilung stammen, besonders die vorhin geschilderten, den Stürmen getrotzt. Die Gabe des Intellectes hingegen verweht ohne Frucht und Samen. Sie wird nicht vererbt, nicht hinterlassen und nicht übertragen. In zusammenhanglosen Impulsen muß sie sich erneuen, wie der Sturmwind in den Wald zwar einbricht und dennoch zerschellen muß an den unendlich leisen, erhaltenden Kräften der Wurzeln und Zweige, weil die sich stets von Neuem erzeugen und gebären.

Und doch offenbart sich, zumal dem westwärts gerichteten Blick, die Bewegung, die das Bild unseres Moralempfindens langsam verschiebt und umgestaltet. Die Ehrfurcht vor Kraft und Muth erblaßt. Ein trügerisches Wortspiel hat den Begriff des „moralischen Muthes“ dem „körperlichen Muth“ gegenübergestellt. Es erhebt sich das Idol der thatkräftigen Energie, der

Klugheit, der Begabung. Die Erscheinung menschlicher Genialität überschattet — und mit Recht — Alles. Grausamkeit, deren die Väter sich erfreuen konnten, wird uns abscheulich, Barmherzigkeit verdrängt Großmuth von dem kargen Maß, den das Zeitalter der Gleichartigkeit ihr gönnen konnte. Treue materialisirt sich als Disziplin und Subordination. Das Recht des Nebenmenschen wird gewissenhaft und unfroh respektirt; wie denn die tausend unsichtbaren Ketten und Schranken des modernen Lebens unser Handeln so zwangläufig gestaltet haben, daß die freie Regung der Moral in Vorschriften der Zweckmäßigkeit und des Herkommens erstickt. Noch immer — gebe Gott, auf ewig! — thront Wahrheit über Sternen, obwohl voreilige Paladine es wagen dürfen, sie mit dem gemeinen Schilde der Utilität zu schützen.

Vielleicht ähnelt das moralische Bild künftiger Menschen dem Amerikaner von heute: scharf, klug und energisch; muthig aus Sport, gütig im Rahmen der Mittel; subordinirt in Wahrung übernommener Verpflichtung; ein wohlwollender Vorgesetzter in wohlverstandenenem Interesse, korrekt und wahrheitsliebend aus Erfahrung, Tradition und Klugheit.

Entrüsten wir uns nicht! Sollten diese Merkmale wirklich einmal als Erbtheil auch unseren Enkeln besichert sein, so werden auch sie von ihrem Lebensinhalt getröstet sein, ja, vielleicht ihn so heilig halten wie wir den unseren und verlangen, daß er ihren Nachkommen erhalten bleibe. Denn noch immer hat ein gütiger Gott in milder Ironie dem Menschen die Ueberzeugungen geschenkt, die mit seiner Herkunft, seinem Beruf und seinem Temperament am Friedlichsten sich vertrugen.

Uns ziemt es nicht, zu prophezeien. Wohl aber, zu wissen, daß nicht die theoretische Moral des Christenthumes unser Leben beherrscht; daß vielmehr die uralten Empfindungen arischer Vorfahren noch heute unseren einzigen sittlichen Reichthum ausmachen; daß diese Empfindungen auf der Verachtung des Muthes und der Gefinnung, der Verachtung der Freiheit und Lüge beruhen; daß Zwecke und Wirkungen so gestalteter Moral noch heute uns heilsam sind, wenn auch ihre Ursachen und Wurzeln im Wechsel der Lebensbedingungen an Kraft verloren haben. Dies zu wissen und furchtlos auszusprechen, ist unsere Pflicht gegenüber den Lebenden und den Kommenden; und die einzige Macht, die uns bleibt, Grundanschauungen, die wir lieben, auf eine Zukunft zu stabilisiren, liegt in dieser Erkenntniß und Aussprache.

Renatus.



Die ungarische Armeesprache.

Die neueste Krisis der Donaumonarchie stammt bekanntlich aus der Forderung der ungarischen Unabhängigkeitspartei, in einem Theil der Armee solle künftig ungarisch kommandirt werden. Ueber diese Frage herrscht nun in der europäischen — auch österreichisch-ungarischen! — Presse eine so falsche Auffassung, daß mir eine Berichtigung nöthig scheint.

Irrig ist schon der Glaube, der magyarische Chauvinismus wehre sich gegen die schwarzgelbe Fahne der Armee. Eine schwarzgelbe Fahne giebt es bei keinem Truppenkörper Oesterreich-Ungarns, mit Ausnahme der Infanterieregimenter Nr. 2, 4, 39, 41 und 57, die um bestimmter, mit ihrer Fahne verknüpfter Waffenthaten willen privilegiert sind. Alle anderen k. u. k. Infanterie- und Jägerregimenter, 101 im Ganzen, führen auf dem weißen Fahnenblatt vorn das Bild der Muttergottes, auf der Reversseite den schwarzen Adler; die 28 königlich ungarischen Landwehr- (Honved-) Infanterieregimenter auf dem Avers das ungarische Wappen, auf dem Revers die Initialen des Kaisers und Königs, Beides in weißem Felde; die übrigen aus Ungarn rekrutirten Truppen haben gar keine Fahne. Die k. k. (österreichische) Landwehr: Avers schwarzer Adler, Revers ein Kronlandswappen; auch ihre Fahnenblätter sind weiß; die k. u. k. Kriegsmarine endlich hat die roth-weiß-rothe Flagge mit gelbgerändertem, gekröntem, roth-weiß-rothem Wappenschild. Es handelt sich also nicht darum, eine Jahrhunderte alte Fahne abzuschaffen, um die Forderungen der ungarischen Opposition zu befriedigen, sondern darum, Embleme, die vor einem Menschenalter eingeführt worden sind, so abzuändern, daß in ihnen die staatsrechtliche Stellung Ungarns zum Ausdruck komme.

Auch die Einführung der ungarischen Dienstsprache in bestimmte Theile der Armee wäre nicht eine Neuerung, die ohne Präzedenz besteht. Zum Verständniß der Sache muß die österreichisch-ungarische Heeresorganisation hier kurz geschildert werden.

Die bewaffnete Macht der Monarchie gliedert sich in drei Theile: 1. Das k. u. k. Heer und die k. u. k. Kriegsmarine; Beide „gemeinsam“, Das heißt: österreichisch-ungarisch; 2. Die k. k. Landwehr (österreichisch); 3. Die königlich ungarisch-kroatisch-slavonische Landwehr (Honved). Jeder der beiden Landwehren ist im Kriegsfall der Landsturm des betroffenen Landesstückes angegliedert. Die Dienstsprache ist jetzt deutsch: im k. u. k. Heer, der k. u. k. Kriegsmarine und der k. k. Landwehr; sie ist ungarisch in den Honvedregimentern der Honveddistrikte Nr. I bis VI; kroatisch im siebenten (kroatischen) Honved-

*) k. u. k. (kaiserlich und königlich) ist die Bezeichnung für die Oesterreich und Ungarn gemeinsamen, k. k. die für österreichische Institutionen.

distrikt. Man kommandirt und korrespondirt also heute deutsch: außer in der Kriegsmarine in 118 Brigaden. Man kommandirt ungarisch in 16, kroatisch in 2 Brigaden. Im Fall einer allgemeinen Mobilisirung werden 14 (deutsch kommandirte Artillerie-) Brigadeverbände aufgelöst. Ein Theil der (deutschen, gemeinsamen) Artillerie wird den 6 ungarischen und der kroatischen Truppendivision (= Distrikt) zugewiesen. Das Verhältniß der Brigaden ist dann den drei Dienstsprachen nach 104 : 16 : 2. Wenn nun die ungarische Opposition mit ihren Forderungen durchdränge, würde sich dieses Verhältniß (im Kriege) etwa wie 74 : 46 : 2 gestalten. (Das vorsichtige „etwa“ steht hier, weil die Eintheilung der bewaffneten Macht nach Brigaden nicht üblich und hier nur der leichteren Uebersicht wegen vorgenommen worden ist.)

Wie stände es heute im Fall eines Krieges mit der Sprachenfrage in der Armer? Die österreichischen Corpsbereiche 1, 2, 3, 8, 9, 10, 11, 14, (15) sind ausschließlich deutsch, eben so das kleine dalmatinische Militärkommando Zara. Zu je zwei Dritttheilen deutsch und einem Dritttheil ungarisch kommandirt man in den Corpsbereichen 4, 5, 6, 7, 12. Deutsch-kroatisch im dreizehnten Corps. Jedem dieser zuletzt genannten sechs Corps ist nämlich — etwa — ein Dritttheil Honved zugewiesen. Was fordert nun die ungarische Minorität? Die ungarische Dienstsprache für die Corpsbereiche 4, 5, 6, 7, 12 und 13. Das heißt: für alle (auch die „gemeinsamen“, bisher deutschen) Truppentkörper, Anstalten und höheren Kommandos, deren Heimath das Gebiet der Stefanskronen ist.

Es ist klar, daß die Bewilligung dieser Forderung — unter gewissen Voraussetzungen — eine Reihe von großen Vorteilen mit sich brächte. Die Einführung der ungarischen Dienstsprache in die magyarischen Truppentkörper böte die Möglichkeit einer leichteren Ausbildung der magyarischen Mannschaft, schäfe ein festes Band, ja, überhaupt erst die rechte Verständigung zwischen dem Vorgesetzten und Untergebenen, gewänne dem Heer den seit einem halben Jahrhundert verlorenen nationalen Boden wieder und brächte endlich einige Ordnung in die — nicht erst zu schaffende, nein: bestehende! — babilonische Sprachenerwirrung der sechs Armecorps der Stefanskronen. Das ist sicherlich eine prächtige Perspektive. Wie sieht aber die Rehrseite der Medaille aus? Was geschähe, wenn man die ungarische Dienstsprache einfährte? Könnte man überhaupt?

Ja, wenn die Länder der Stefanskronen ein national homogenes Gebiet wären. In der That aber sprechen im ganzen 17,2 Prozent der Monarchiebevölkerung oder 45 Prozent der Bevölkerung Ungarns magyarisch. Angenommen, daß sich das Rekrutenmaterial gleichmäßig auf die verschiedenen Nationalitäten Ungarns vertheilte — was aber nicht ganz stimmt, zu Ungunsten des magyarischen Elementes nicht stimmt! —: dann würden nach

Erfüllung der magyarischen Wünsche 100 deutsch kommandirten Soldaten 62 ungarisch kommandirte, aber 100 Deutsch-Slavisch verstehenden Soldaten nicht einmal 21 Magyarisch verstehende gegenüberstehen. Man überzeuge sich nun durch meine Aufstellung, daß es schon heute 104 deutsch und 16 magyarisch kommandirte Brigaden giebt. Dieses Verhältniß entspricht also fast der Kopfszahl der Magyaren; und wenn irgend eine Nationalität der Monarchie über Mangel an Rücksicht auf ihre Rechte klagen kann: die magyarische ist es bestimmt nicht.

Daß dabei viele magyarische Rekruten in deutsche Truppenkörper eingereiht werden müssen, ist, so lange es keine deutschen, rumänischen, kroatischen, serbischen, slovakischen Ghettos in Ungarn giebt und die Nationen vermischt leben, nur natürlich.

Nun ist aber bekanntlich die magyarische Nation eine der freisten, freimüthigsten, feurigsten und zähesten auf dem Kontinent. Ihr Charakter ist gesund und nicht byzantinisch. Jeder billig Denkende muß ihr im eigenen Lande einige Vorrechte vor den Slovaken, Rumänen, Serben und . . . Deutschen zugestehen; denn sie ist nun einmal die herrschende in ihrer Heimath und hat sich diese Herrschaft ehelich erkämpft. Ob die magyarische Dienstsprache, wenn sie bei den ungarischen Corps eingeführt wäre, der wiener Aristokratie-, Hofrath- und Jesuitenclique gefiele: Das dürfte den Magyaren und der übrigen Welt, so weit sie nicht unmittelbar daran interessiert ist, Hehuba sein, da ja die berühmte „Großmachtstellung“ der Monarchie unter der Neuerung nicht allzu sehr litte und viele ihrer Nachteile durch bedeutende Vortheile nahezu aufgewogen würden. Selbst wenn die Personalunion morgen Wahrheit werden sollte, wäre das ungarische Heer ein für den Dreibund allianzefähiger und verlässlicher Faktor.

Aber es ist auch diesmal wieder: viel Geschrei und wenig Wille. Die Magyaren sind nicht im Stande, ihr Verlangen durchzusetzen. Es wird nie eine magyarische Dienstsprache im k. u. k. Heer geben. Einfach, weil die Magyaren nicht Herren im eigenen Lande sind. Ihre Herrscherstellung ist künstlich konstruirt, — mit dem Zirkel der Wahlbezirksgeometer. So lange man nicht die Heeresergänzung den Komitalsvicegespanen und Stuhlrichtern überläßt, sondern k. u. k. Ergänzungbezirkskommandanten, giebt es nur eine verschwindende Anzahl kernmagyarischer Truppenkörper. Dagegen stehen in Kroatien-Slavonien 17 rein kroatische Regimenter, die sich gegen das erste ungarische Kommandowort mit den Waffen in der Hand auflehnen werden. Wer sich erinnert, wie die Kroaten vor zwanzig Jahren die ungarischen Wappen von den Aemtern gerissen haben, wie sie, wo sich nur das Endchen einer roth-weiß-grünen Tricolor auf ihrem Gebiet zeigt, zu den Senfen greifen, wird mir — der ich dort zu Hause bin und zehn Jahre aktiv in kroatischen Regimentern gedient habe — glauben.

Und da die Dynastie Das eben so gut weiß wie die ungarische Opposition, wird es eben zur Einführung der ungarischen Dienstsprache nie kommen. Die Dynastie wird nicht dazwischen willigen, weil sie nicht muß; und die Opposition, die das Geschrei nur aus wahltaktischen Gründen erhoben hat, wird froh sein, rechtzeitig unter irgend einem Vorwand Chamade schlagen zu können. Für den guten Vorwand sorgt die Regierung schon, indem sie dem budapester Parlament den Alnosensbrocken einer „weitgehenden Berücksichtigung der magyarischen Sprache im militärischen Erziehungswesen“ hinwirft.

Ich erinnere nur an die heftigen Kämpfe, die die Opposition Jahrzehnte lang um die Honvedartillerie geführt hat. Heute, da der Kaiser-König sicher bereit wäre, die Honvedartillerie ohne ein Wimperzucken zuzugestehen, spricht die Opposition keine Silbe davon; und in Wien hätte man sich natürlich, das Wort nur zu erwähnen. Wozu ist also die ganze Komödie aufgeführt worden? Wahltaktik! In dem Augenblick, da das Ziel erreichbar ist, thut man klüglich, als wäre man nie danach gelaufen. Denn die Honvedartillerie kostet Geld, rund 20 Millionen Kronen allein für die Aufstellung; und diese Ziffer wäre geeignet, die Begeisterung der Wähler beträchtlich abzukühlen.

So steht es auch mit der Dienstsprachenfrage. Niemand wäre unangenehmer überrascht, Niemand schlimmer geschlagen als die Opposition, wenn man in ihre angeblichen Wünsche willigte. Alle vom alten Kossuth, von Benedek und Deák für das magyarische Element errungenen Privilegien gingen zum Teufel in dem Bürgerkrieg, der offen ausbrach und den die Magyaren allein, ohne ihre neunundvierziger Bundesgenossen von Mailand, Prag, Wien, Neutra, Trentschin und Lemberg, führen mußten.

Wie übereilt die Scheinforderung der ungarischen Dienstsprache aufgestellt worden ist, erseht man schon daraus, daß weder an die okkupirten Provinzen noch an die Kriegsmarine auch nur gedacht worden ist.

Und schließlich . . . hat die Armee — die Husaren ausgenommen — nicht genug magyarische Offiziere, um mit ihnen auch nur die General- und Stabsoffizierstellen besetzen zu können.

Wien.

Roda Roda.

Der selbe Autor bittet um Veröffentlichung der folgenden Zeilen:

„Dr. Bladan Georgewitsch hat in der ‚Zukunft‘ jüngst die Regierung Alexanders von Serbien geschildert; seine Darstellung muß selbst Denen tendenziös erscheinen, die keinen Grund haben, den Obrenowitschen nachzuweinen. Einen Abschnitt der Ausführungen des Herrn Ministers, den wichtigsten vielleicht, meine ich mit starken Beweisgründen bekämpfen zu sollen. In Belgrad lebte vor mehreren Jahren ein Herr X — der Name thut vorläufig nichts zur Sache —, der zu den vertrautesten Vertrauten des Königs Milan zählte. Wenn einmal eine Geschichte des Spiegelwesens geschrieben wird, muß ein ganzes Kapitel sich mit den Thaten des

braven Herrn X befaßen. Nur ein Beispiel für viele: König Milan wollte einst Etwas über die Thätigkeit des sotsioter Komitees erfahren, das damals noch sehr geheim und vorsichtig arbeitete. Niemand war verdächtig seiner Intelligenz und Fündigkeit geeigneter zu diesem Spionendienste als X, zugleich aber auch Niemand ungeeigneter als er; denn die Spagen pflügen von den Dächern Belgrads, in welchem Verhältniß Herr X zum König stehe. Was thun? X war seinen Augenblick in Verlegenheit. Ein Scheinprozeß wurde in Szene gesetzt und X wegen angeblicher Unterschlagung von Amtsgeldern verurtheilt. Nach zwei Monaten ‚entwich‘ er aus dem postdarewager Gefängniß, ‚floh‘ nach Bulgarien und wurde dort als ‚Opfer der Willkür Milans‘ mit offenen Armen aufgenommen. Nachdem er einige Monate lang als Sekretär des sotsioter Komitees fungirt hatte, ließ er sich von Milan ‚begnadigen‘ und kehrte heim. Herr Vladan Georgewitsch wird, wenn man ihm diese Episode erzählt, ohne Besinnen den Namen dieses X nennen können. Nun schickt Knezewitsch auf Milan. Knezewitsch ist ein Feuerwehmann und die belgrader Feuerwehre eine königlich serbische Institution. Als man ihn nach seinen Mißthätigen fragt, schweigt der Attentäter beharlich; Milan aber will sie aus begrifflichen Gründen kennen. Sofort erinnert er sich des Herrn X und macht ihn zum Feuerwehrtommandanten. Warum gerade ihn? X ist einer der brutal-energischsten Menschen der Neuzeit, ein richtiger Konbottiere. Wenn zufällig Niemand da ist, der ihn besser bezahlt, wird er seinen Hals für Milan riskiren. Liebt es also in der belgrader Feuerwehrmannschaft Verschwörer, so wird er und nur er sie entlarven. Was immer man Milan nachsagen mag: dumm hat ihn noch Keiner gescholten. Hätte Milan auch nur den geringsten Schatten der Möglichkeit gesehen, daß König Alexander mit Knezewitsch in Verbindung stehe, so hätte er sicher nicht einen X mit der Erforschung der Affäre betraut. Jeder, der Herrn X kennt — und Herr Georgewitsch hat ihn so gut wie Milan, so gut wie der ganze Balkan gekannt —, weiß, was gesehen wäre, wenn damals die Mißthuld Alexanders am Attentat festgestellt worden wäre: X hätte das werthvolle Material einfach dem PeterKarageorgewitsch verkauft und mit der Herrschaft der Obrenowitsch war es schon damals vorbei. Vielleicht klingt diese Beweisführung dem früheren Ministerpräsidenten, der Alexanders Mißthuld behauptet, nicht überzeugend genug. Nun: X lebt ja noch heute; nicht in Serbien, wo er unmöglich geworden ist, sondern im türkischen Auslande. Ich kann Herrn Georgewitsch die Adresse des Mannes geben, der wie kein anderer Zeitgenosse in die Geheimgeschichte des Knezewitsch Attentates eingeweiht ist. Seine Hände haben prüfend alle Fäden und Verknötungen nachgeföhlt. Wie leicht und lohnend wäre es jetzt für ihn, König Peters Stellung zu festigen, wenn er wirklich die neue Enthüllung bestätigen könnte! Sei hier behauptet wurde, Alexander sei Mitwisser des Attentates gewesen, sind Monate vergangen. Der Ministerpräsident a. D. kann doch nicht der Einzige sein, der von dem angeblichen Skandal weiß. Warum melden sich keine Gehilfen, — heute, da jedes gegen das ehemalige Regime geschleuberte Wort mit Gold und Ehren aufgewogen wird? Warum? Einfach: weil die ungeheuerliche Beschuldigung, Alexander habe seinen Vater ermorden lassen wollen, vollkommen unhaltbar ist.

Wien.

Hoda Hoda.*



Sensation!*)

„Ach, wenn doch bloß mal ein Unglück passete“, pflegt ein mir bekannter „Bachsch“ mit sehnsüchtiger, fast lästerner Miene zu sagen. In dieser Aeußerung verräth sich die Sucht nach Sensation oder, um es beschönigend auszudrücken, der Durst nach Romantik, der so manche Frau quält. Er schweigt oft eine Weile: immer, wenn sie selbst Romantik erlebt. Aber vor und nach dieser Zeit, ehe das eigene Erleben beginnt und wenn es aufhört, wenn die Frau sich mit der Rolle einer Zuschauerin begnügen muß, statt selbst Schauspielerin zu sein, dann flammst die Sucht nach Sensation wieder auf. Viele, besonders unverheirathete Frauen verläßt sie ihr ganzes Leben lang nicht.

Eine liebenswürdige, unterhaltende Vertreterin dieser Art ist die Schriftstellerin Modeste Halleen. Ihr Beruf stillt ihr Sehnen nach Romantik nicht; er beschäftigt ihr Geist und Gedanken nicht mehr, als es der Haushalt thun würde. Sie lebt in geordneten Verhältnissen bei ihren Eltern, die sich in geachteter Stellung befinden und ihr gutes Auskommen haben. Auch Modeste hat durch ihre Arbeit für ihre bescheidenen Bedürfnisse ausreichende Einnahmen und wird durch sie wirtschaftlich unabhängig. Es ist gerade die richtige Wirtin, nicht zu viel und nicht zu wenig; der Nährboden, auf dem die guten Staatsbürger geiztet werden. Und eine gute Staatsbürgerin ist Fräulein Halleen auch; sie zahlt willig alle Steuern und schilt nie auf die Obrigkeit und das Militär. Das Militär liebt sie sogar, weil die schneidigen Lieutenants sich so nett zu Romanhelden verarbeiten lassen. Mit den Romanen, deren Held ein Offizier ist, hat sie bei militärfrommen Familienblättern und deren Lesern das meiste Glück. Natürlich verdient der Held stets seinen Namen; er ist ein Heros und ein Herzenbezwinger dazu.

Modeste gehört nicht zu den Größen, nicht zu den Genies, die eine ganze Menschheit vorwärts bringen und führen; sie ist eine geschätzte Journalistin, die, wenn auch nicht Vorber, so doch klingenden Lohn erringt. Sie besitzt Fabuliertalent; in ihren Romanen geschieht viel und sie erregt niemals Anstoß. Alles ist gebildet und wohlgezogen, aber blutleer und ohne Temperament. Erlebt hat

*) Zwei Tage vor der Weihnacht 1902 ist, im fünfundsünfzigsten Lebensjahr, Gertrud Thales de Beaulieu gestorben. Außer ihren berliner Skizzen hat sie den Roman „Alte und neue Menschen“ und eine Reihe novellistischer Arbeiten veröffentlicht. Ihr Salon war bis zu ihrer Erkrankung ein beliebter Sammelplatz für junge Künstler und Schriftsteller, die ihr vielfache Förderung und Anregung verdankten und denen sie stets hilfreiche Theilnahme erwies. Helde nmüthig ertrug sie das schwere Leiden, das seit Jahren allmählich ihren Körper lähmte, während ihr Geist ungetrübt blieb. Bis zuletzt hat sie sich mit literarischen Arbeiten beschäftigt; sie mußte diktiren, da sie die Feder nicht mehr halten konnte. Die vornehme Bescheidenheit ihres Wesens wird den Freunden unvergänglich bleiben. Ihre Arbeiten zeichnen sich durch feine Beobachtung und intime Kenntniß der berliner Bevölkerung aus, deren Typen sie oft humoristisch darzustellen vermochte. Kurz vor ihrem Tode schickte sie dem Herausgeber der „Zukunft“ die Skizze, die hier jetzt erst abgedruckt wird.

sie nichts Romantisches noch Romanhaftes. Das scheint unglaublich, entspricht aber der Wahrheit. Es giebt sogar viele Mädchen der „Gesellschaft“, denen es eben so ergeht. Die Wohlgezogenheit deckt einen Schleier über diesen Mangel. Um eine große Leidenschaft zu wecken . . . Rein: dazu fehlte Modesten das Dämonische und der Liebreiz des Weibes. Bewerber fand sie nicht, da die Männer ihres Kreises sich, wie häufig in Deutschland, vor der Schriftstellerin fürchteten. Und in anderer Absicht wagte Niemand, ihr zu nahen; sie lebte ja hinter dem Gartenzaun der guten Familie. Auch besaß sie nichts Lockendes, obwohl sie nicht häßlich genannt werden konnte; sie war und blieb ein braves, gutes Mädchen.

Weiß man, wie sehr diese Bezeichnung die Gelobte prinigen kann? Gutes, braves Mädchen! Das bedeutet in diesem Falle keine geniale Schriftstellerin, kein liebreizendes Weib.

Dennoch hat diese Zensur der Gesellschaft Fräulein Hallen nicht bitter und bissig gemacht. Im Gegentheil: sie hat sich, trotz ihren zweiunddreißig Jahren, trotz ihrem Mangel an romantischen Erfahrungen — oder vielleicht gerade deshalb? — eine Naivetät bewahrt, um die manche Jüngere sie beneiden könnte. Ihrer Selbstlosigkeit scheint es zu genügen, Andere genießen zu sehen.

Ist man mit ihr zusammen, so staunt man über ihre Zufriedenheit mit sich selbst und über ihre Ehrfurcht vor den Erlebnissen Anderer. Je toller, desto besser, ist ihr Motto.

Hat sie von ihrem Erfolge erzählt, in einer kindlich harmlosen Weise, die nicht verlegt, wenn sie auch ein Wenig zum Wähnen reizt, so spricht sie von ihren neuen Bekannten. Sie hat immer neue Bekannte. Sie jagt stets nach dem Interessanten. Was sie so nennt. Interessant sind die von dem ihren abweichenden Schicksale. In klaren Verhältnissen lebende Menschen langweilen sie; mit Dinen giebt sie sich nicht ab. Streng verpönt sind besonders unverheirathete Damen, die, gleich ihr, nicht mehr in der ersten Jugendblüthe prangen. Gebildet werden Ehepaare, wenn der Gemahl irgend eine Rolle in der Öffentlichkeit spielt, eine „neue Richtung“ vertritt oder ein Künstler ist. Am Liebsten sind ihr alleinstehende Männer. Sie knüpft mit ihnen Freundschaften an, die dauerhaft bleiben, weil Modeste nicht zu den Frauen gehört, in die sich ein Mann verliebt. Ihre hagere, edlige Gestalt, ihr lebhaftes Gesicht, das viel zu früh runzelig und weif geworden ist, reizen die Männer nicht; sie merken auch bald, wie vollkommen temperamentlos und ohne Leidenschaft Modeste ist. Was die Neugierigkeit begann, vollendet der Mangel an Sinnlichkeit. Daher halten sie gute Freundschaft und Kameradschaft mit ihr und erzählen ihr die erlebten Abenteuer; auch die heißen. Vielleicht mit Vorliebe gerade die, weil sie merken, wie Das die Freundin entzückt. Wie ihre lebhaften schwarzen Augen begierig auffunkeln, wenn sie etwas recht Tolles, Gewagtes vernimmt! Modeste ist immer ganz genau von allen Beziehungen ihrer Freunde unterrichtet. Mit dem selben Eifer, womit die Bachfische in der Schule Goethes „Lieben“ auswendig lernen: mit dem selben wissenschaftlichen Interesse bewahrt Fräulein Hallen die Beziehungen der jungen Männer ihrer Bekanntschaft in ihrem Gedächtniß.

Sind es Schriftsteller, so erhält der Fall noch eine literarisch-kulturgeschichtliche Bedeutung. Was künftige Bachfisch-Geschlechter dereinst in der Literaturkunde erst lernen müssen, weiß Modeste schon jetzt, während es noch ge-

schlecht. Ist sie nicht besonders bevorzugt? Witten in der Nacht hätte man sie wecken können, um sie die Abenteuer ihrer Freunde zu „überhören“: sie würde keinen Fehler gemacht, Alles genau gewußt haben.

Wing einer ihrer Schüßlinge mit einem „Verhältniß“ durch, nach Kairo, Rom oder Paris, dann entfaltet Modeste ihr Talent für die zärtlichen Angelegenheiten Anderer in überraschender Weise. Dann verteidigte sie ihn, begeisterte sich für sie, nahm, so zu sagen, die ganze Sache in Entreprife; der Vorgang wurde ihre Sache, ihr Werk. Endete die Entführung mit einer Heirath, so war sie enttäuscht: der prosaische Schluß ernüchterte sie ein Wenig; doch sie wurde sofort damit ausgesöhnt, wenn Leute wagten, die Ehe auszugreifen.

Männer sind ihr also als Freunde besonders willkommen. Sie begnügt sich aber auch mit Frauen; nur müssen sie einen gewissen Hautgout haben. Geschiedene Frauen interessieren sie am Meisten, weil der Scheidung, in der Regel, eine romantische Geschichte zu Grunde liegt. Auch Frauen, die ihren Mann verlassen haben und mit einem Anderen hausen, Mädchen, Künstlerinnen, die das Herrenrecht in Anspruch nehmen, jenseits von Gut und Böse zu leben, sich ihre eigenen Moralgesetze zu schaffen, — sie Alle reizen Modesten. Trifft sie solche Frauen in Gesellschaft, so nähert sie sich ihnen gleich und umschmeichelt sie. Fragt man dann: „Mit wem sprachen Sie da?“ so antwortet sie strahlend: „Kennen Sie Die nicht? Das ist ja die interessante K., von der man so viel gehört hat. Entzückendes Wesen! Die Augen! Die Haltung! Und wie geistreich!“

Nur ein Abweichen von der gut bürgerlichen Sitte liebt Modeste Halcken nicht: die Armut. Wird die Zigeunerei häßlich, rauschen die Abenteuer nicht in Seide, dann nützen ihnen selbst die tollsten Streiche nichts.

Modeste besitzt nur so viel, wie sie braucht; eingreifend zu helfen, vermag sie nicht. Und sie gehört zu den Leuten, die nicht Nein sagen können. Wenn nun Einer erscheint und Geldhilfe begehrt, dann muß sie Nein sagen. Das verbirbt ihr, für Tage, die Stimmung zum Schaffen. Sie kommt sich danach selbst hartherzig und schlecht vor und grüßt Dem, der Anlaß zu dieser Empfindung gegeben hat. Alles: Rath, Theilnahme, Einladung, ja, Begeisterung, — Alles bietet sie ihren Freunden, nur nicht schüdes Gold; und die Klugen unter den Interessanten wissens und richten sich danach.

Natürlich hält Modeste Halcken einen Salon und bemüht sich, möglichst viele Sterne um sich zu versammeln. Das gelingt ihr auch. Ein Stern lockt den anderen herbei. Die Größen der Literatur und Kunst haben gern ein neutrales Gebiet, wo sie bequemer als bei Theaterpremierern einander treffen können. Auch ist Modeste stets so glücklich über Jeden. Und man findet bei ihr wirklich eine bunte, unterhaltende Gesellschaft. Zwang herrscht dort nicht. Eine Begegnung bei der Halcken verpflichtet zu nichts, ist keine Bekanntschaft. Und je mehr Sterne, um so heller leuchtet Modestes Blick. Dann ist sie, im Bewußtsein ihrer gesellschaftlichen Talente, überfelig. Dann hat sie ihre Sensation.

Gertrud von Beaulieu.



Die Logik der reinen Erkenntniß.

System der Philosophie. Erster Theil: Logik der reinen Erkenntniß.

Von Hermann Cohen, Professor in Marburg. Bruno Cassirer, Berlin.

Ein philosophisches Buch will ich Allen empfehlen, die um vertiefte Bildung sich Mühe geben. Das Buch kann nicht leicht und nebenhin gelesen werden; wer es aber verweilend aufnimmt, schöpft Vertrauen aus der Lecture. Ihm wird freier und froher zu Muth sein gegenüber den Zweifeln und den lauten, verwirrenden Strebungen an der Oberfläche unserer Tage. Cohens Logik beschreibe ich nicht durch eine Uebersicht ihres Gehaltes: Das wäre unmöglich auf schmalem Raum. Ich will das Buch mehr literarisch kennzeichnen als dialektisch bewerthen. Dabei bin ich freilich überzeugt, daß im Lobe des Schriftstellers die Geltung des Denkens sich ausdrückt.

Erkenntniß bedeutet erstens den einzelnen Erwerb der Forschung, zweitens im Unterschied vom Einzelnen das Allgemeine des Wissens, drittens das Erkennen, viertens die reine Erkenntniß, deren Ansicht in Platons Idee sich vorbereitet. So entfaltet „das wichtigste Wort der Sprache“ seinen Inhalt und betheilt uns gleich an allem Ernst und aller Hoffnung der logischen Probleme. Cohen belauscht hier den Sprachgebrauch und erschließt aus dem vierfachen Sinn einen vierstufigen Fortschritt des darin geborgenen Anspruchs; dann wieder mal begrenzt er selbst die Bedeutung eines Wortes, um bedrohlicher Vieldeutigkeit zu entinnen; und wenn Sachverständige die Terminologie bestimmen sollen auch für die Rede der Laien, möchten wir „Bewußtsein“ künftig nur wie Cohen gebrauchen. Viel müßiger Streit wäre dann beschwichtigt; die Pelligkeit des Denkens und die Sicherheit des Wollens wären überall im Vortheil. Wo suchen wir das Bewußtsein? Da, wo Erkenntniß, Wille, Gefühl als Wissenschaft, als Sittlichkeit und als Kunst sich versammeln. Nun wird die Ethik durch die Erkenntniß formulirt, die Aesthetik setzt Wissenschaft und Sittlichkeit voraus, die Wissenschaft empfängt ethischen Antrieb vom Zug zur Wahrhaftigkeit, das ästhetische Gefühl wirkt in seine Voraussetzungen hinein. Zusammenhang, Kollision und Einklang der drei Gebiete hat die Psychologie zu verwalten, die eben damit als viertes Glied des philosophischen Systems bestätigt wird. „Die drei Glieder, die vorausgehen, behandeln drei Objekte; die Psychologie allein hat zu ihrem ausschließlichen Inhalt das Subjekt, die Einheit der menschlichen Kultur.“ Auf das Kulturbewußtsein wird also der Terminus Bewußtsein eingeschränkt. Das ist aber kein Geschöpf spekulativer Erfindung, sondern ein historisch erwachsenes Wesen. „Historisch erwachsen“: da finden wir einen Pakt. Wir sehen ernsthafte Geister von Parmenides bis auf Heinrich Heine in thätigem Verein, ein Weitergeben verketteter Probleme und Hypothesen. Diese gleichsam verabredete Entwickelung ist das unzulängliche Phänomen, zu dem wir uns weihen: Dies ist unser, so laßt uns sagen und so es behaupten.“

In der Mathematik wird das Erkennen wie im freien Fall demonstriert, in der mathematischen Naturwissenschaft verwirklicht. Die Projektion des logischen Bildes rückt die Geisteswissenschaften nach dem Mittelgrund; sie sollen in den folgenden Bänden des Systems lebhafter hervortreten. Was wir im ersten über Geschichte und Recht vernehmen, giebt dazu freudige Zuversicht. Aber selbst

wenn es bei dieser Logik verbliebe: durch die Behandlung der Naturwissenschaften schon bethätigt Cohen die tiefste historische Andacht, da er „die echten schöpferischen Elemente des wissenschaftlichen Denkens“ in dessen Geschichte gewahrt und die „Kraft der Vernunft von ihrer historischen Kontinuität nicht abzutrennen vermag.“ Zuletzt also ein argumentum ad hominem? Nein: ad humanitatem; und hier mögen wir geruhiger stehen als auf dem schwanken Boden der Empfindung. Empfindung, ein unaufhörlicher Anspruch, ein stets erneutes Fragezeichen; so viel, aber auch gar nichts mehr. Natur ist nur, wo die Forschung ihrer mächtig wurde. Das Licht hat seine Heimstatt in der Optik, Erfahrung. Das ist die Wissenschaft Newtons.

„Wie es zugeht, daß wir Blau und daß wir eis empfinden, darf uns nicht weiter interessiren, so wenig es uns interessiren darf, wie es zugeht, daß wir Substanz und daß wir Kausalität denken.“ Giebt es denn aber überhaupt unzulässige Fragen? Ja! Sofern die Geschichte der Wissenschaft nicht Laune, sondern Folge ist, dürfen wir diese Folge nicht beliebig verkehren. Fragen mag Raucher Vierlei; Der aber, dem es um Wissenschaft geht, wird an eine Direktion der Fragepunkte gebunden. „Wie es kommt, daß der Wurm im Schmerz sich krümmt und daß in Mozarts Gehirn Melodien singen?“ So stellt sich un-reife Neugier das Problem des Bewußtseins und meint doch nur Bewußtheit. Eben in der Abwehr von jener mythischen Sorge um Bewußtheit sind wir zum Begriff der Materie gelangt und haben dann die Materie als Erzeugniß des Bewußtseins angesprochen.

Im Bezirk ihrer Bethätigung regt sich die Erkenntniß; sie sucht keine Stütze außerhalb; sie kümmeret sich nicht um ihren Abschluß; ihre Grenze ist nicht irgendwo draußen abgesteckt. Aber wir wissen, wie sie ihren Weg genommen hat; und so ist ihre Artung, will sagen: die Linie ihres Vorschreitens hingegleitet. „Wir suchen streng und buchstäblich die Unabhängigkeit des Denkens von allen Gaben, auf die es für seinen eigenen Anfang angewiesen sein könnte, festzustellen.“ Cohen äquilibrirt die Erkenntniß in ihrem Bereich. Das ist die Leistung, der Reiz dieses Buches; das Gleichgewicht der Erkenntniß in sich verbürgt ihr Recht gegenüber den unwägbarren Instanzen außerhalb des Denkens.

Das Absolute wird ferngehalten und doch leitet uns eine sieghaftere Bewußtheit, als sie je einen Jünger der Metaphysik erfüllte. Es ist eine Gewißheit der Richtung, nicht des starren Besitzes; nicht beharrende Grundlagen geben wir, sondern Grundlegungen schieben wir weiter, auf ihnen erheben sich Gesetze als Gefüge von Bedingungen, die Bewegung wird zuständlich, die Erzeugung selbst zum Erzeugniß, und sofern wir die Welt nur auffassen als Gewinn und Antworthaft der Erkenntniß, fallen Denken und Sein zusammen. Wer verstehen lernt, wie Cohen denkt, lernt damit auch wie Cohen denken. Eine analytische Stimmung wird uns mitgetheilt; es handelt sich darum, daß man die Unendlichkeit aushält; Stützpunkt zugleich und Symbol dieser Philosophie ist die instantesimale Realität.

Durch die Gleichung des Erkennens mit dem zu Erkennenden wird die Zeit der „reinen Anschauung“ Kants entwunden und als Kategorie der Anticipation in den Denkprozeß einbezogen. „An die antizipirte Zukunft reiht sich, verstrickt sich die Vergangenheit.“ Wir befreien damit die Geschichte von der reaf-

tionären Mitgabe der Romantik sowohl als von dem Schulmeisteramt praktischer Moral. Die Ethik ist ihre Logik, nicht ihr aufzurechnendes Resultat, ihr Gesichtspunkt und ihr Rechtstitel als Wissenschaft, nicht der stoffliche Gehalt ihres Geschehens. Und darf man wohl sagen: die Romantik träumte sich in die Bewußtheit historischen Wesens, so wird hier die Historie, ihrer Ausbildung im verwischenen Jahrhundert entsprechend, dem Bewußtsein zugesellt. Die „rückwärts schauende Prophetie“ ist nun mehr als ein Aphorismus. Alle hergebrachten Centren durchdringt und überwalket die moderne Idee der Gesellschaft, „durch welche die Geschichte der Völker Weltgeschichte wird,“ deren „kritische Macht das Singuläre und Vergängliche in Staat und Kirche blosstellt.“ Die Zukunft bietet „den unerschöpflichen Schoß der Möglichkeiten“; so ist die Politik mehr denn angewandte Geschichte und doch bewahrt vor metapolitischer Konstruktion. Die Aufgabe der Gesellschaft sublimirt den Begriff der Gemeinschaft, auf den das sittliche Individuum orientirt ist, wie „die Gemeinschaft auf das Individuum dirigirt wird.“ Zu Einrichten solcher Wechselbegriffe werden viele laute Gegenläufe, viele ungebährliche Ansprüche beseitigt; und dabei kommt die einer Begriffsbildung einwohnende Absicht erst rein und sicher zum Ausdruck.

So streng und überschauend die Einheit der Erkenntniß durchgeführt und geordnet wird: keins ihrer Elemente wird verschragt oder verkümmert. D'Alembert wünscht sich für seine Encyclopädie „un arrangement où les objets se succéderaient par les nuances insensibles qui servent tout à la fois à les séparer et à les unir.“ Das ist Cohen gelungen. Er schattirt fein und konturirt energisch. Und unser Deutsch ist dazu willig. Wir bemerken, wie es athmet in der Höhenluft der Idealität. Auf den steilsten Pfaden schreut uns nie ein hegelischer Barbarismus, beleidigt uns nirgends ein verbautes Satz. Daran erprobt sich Cohens aufrechtige Sachlichkeit; nur wer ins Wesenlose thürmt, kommt nicht aus mit dem Verikon und peiniget die Syntax. Die Bildkraft der Worte wird ausgelauft und eben dadurch verführerischer Nebeninn abgewehrt; dramatische Spannung verträgt sich mit epischer Ruhe. In sorglicher Zweisprache mit den Meistern schreitet die Erörterung vorwärts; hier biegt sie aus, weicht dort einen Schritt zurück, um angestrengter emporzuklimmen; nun wird die entscheidende These hineingerufen, wie von außen, und doch in der Entwicklung rechtlich geboren. Philosophische Originale sind aus der Ansicht heraus geschrieben, zu der sie hinführen sollen. Ihre Sprödigkeit und ihre Amuth stammt daher. Der Stil verwächst mit der ursprünglichsten Richtung des Forschens. Das wird am Unterschiede der Schriftsteller Plato und Aristoteles schön erläutert. Jener blickt auf die Anfänge der Erkenntniß, Dieser sucht das Nothwendige in ihrem Fortgang. Bei Cohen hat sich die Logik platonische Beweglichkeit wieder verdient. Die selbe Kategorie tritt in mehreren Urtheilsformen auf, die selbe Urtheilsform faßt mehrere Kategorien. Aber diese Mannichfaltigkeit durfte erst erschlossen werden, nachdem durch Kant in strafferer Relation Urtheil und Kategorie zu bestimmterer Tendenz erstarkt waren. Das Genie besaß mehr als eine Person in ihrer Epoche. Wir wagen uns über Kant hinaus, aber wir dürfen uns noch zu Kant bekennen und unverkürzte Geltung behalten die Bücher, in denen Cohen den historischen Kant vergegenwärtigt hat.



Börsenjubil.

Tragikomedien sind seit ein paar Jahren in der Mode. Amerika muß natürlich aber etwas Besonderes haben; und so wird drüben denn jetzt ein Stück aufgeführt, bei dem die Schauspieler sich amüsiren, das in Kopf und Fufen der Zuschauer schließlich aber wohl tragischen Schrecken erregen wird. Zwei Fachblätter berichten über den amerikanischen Eisenmarkt: Iron Ago und Iron Monger; das erste soll zu hohem Ansehen gelangt, das zweite hauptsächlich Offertenblatt sein. So sagten wenigstens die Leute, denen die Berichte des Iron Monger nicht gefielen; und sie hatten an der Berliner Börse die Mehrheit. Während das erste Blatt den amerikanischen Eisenmarkt nur in Rosenfarbe malte, schilderte das zweite ihn immer in düsteren Tönen. Ich kenne die Blätter selbst nicht, kann also nicht urtheilen. Ihre Berichte werden an die deutsche Presse gekabelt und in den letzten Wochentagen stets eifrig von den Börsianern besprochen. Eines Tages fing nun auch Iron Ago an, wider seine sonstige Gewohnheit die Zustände auf dem Eisenmarkt in dunklen Farben zu malen. Das dauerte eine Weile. Plötzlich aber sahen wir wieder die alte rosenrothe Pracht. Und da geschah das Wunderbare: Iron Monger, der eben noch den Weltuntergang angekündigt hatte, erklärte, die Preise hätten einen Punkt erreicht, wo der Umschwung unaufhaltsam sei. Natürlich vergaß die Berliner Hauspartei sofort alles Ueble, was sie dem „Offertenblatt“ nachgesagt hatte, und schwärmte für den neuen Exponenten ihrer Wünsche. Bölliger Wetterwechsel also. Sollen wir nun wirklich glauben, den Vereinigten Staaten stehe ein neuer Wirthschaftsausschwung bevor? Leider wissen wir, daß zwischen Finanz und Presse ungemein intime Beziehungen herrschen; und deshalb liegt die Vermuthung nah, daß es mit den beiden Eisenblättern geht wie mit dem Mönch und dem Rabbi in Heines Gedicht: daß sie alle Beide stinken. Die Dollarpotentaten haben wieder mal das größte Interesse an einer günstigen Stimmung; da genügt die Börsenhäufte nicht: auf das seltsame Ding, das man öffentliche Meinung nennt, muß auch mit Industrieberichten gewirkt werden; und daneben bleibt die unmittelbare Beeinflussung der Presse empfehlenswerth. Hr. Woge, der amerikanische Schatzsekretär, hat, ehe er seinen Urlaub antrat, den Befehl gegeben, im Fall einer während seiner Abwesenheit etwa eintretenden Geldfluthe den Banken vierzig Millionen Dollars aus dem Staatschatz als Depositen zu überweisen. Das wurde schleunig nach Europa gekabelt. Merkwürdig. Solche technischen Anweisungen pflegt man sonst nicht in die weite Welt zu posaunen.

Durch die Berliner Burgstraße klingen Jubelchöre. „Komme, was kommen mag: heute ist Sonntag!“ Ueber die Ursache des Jubels sind die Preßstimmen nicht einig. Die alte Gegnerschaft zwischen der schwarzen und der goldenen Adlerin lebt wieder auf. In der Adlnischen Volkszeitung wird von Unterbietungen auf dem Eisenmarkt erzählt, in der Adlnischen Zeitung der Zustand des Marktes immer wieder als fest geschildert. Die zweite Melodie tönt lieblicher ins Ohr: also schwört man auf Dumont-Schauberg und schilt Bachem. Ist bei uns etwa nicht heller geworden? In der Textilindustrie üppiges Leben, — so üppiges, daß der Bedarf kaum noch zu befriedigen ist. Aus dem Gemanniger Bezirk wird gemeldet, die Maschinenfabriken, die den Werkzeugersatz für die Textilindustrie liefern, seien reichlich beschäftigt. Hoesch, Hörder, Mendon & Schwerte geben wieder Divi-

denbe; Bodumer Gußstahl vertheilt sogar mehr, als er vorher geschäft hatte. Nur Thoren können noch zweifeln, daß wir herrlichen Tagen entgegengehen. Auf dem Kassamarkt emsige Arbeit. Die schlesischen Werthe steigen um die Wette; nicht nur die Aktien der soliden Laura, sondern auch die Anttheile der überkapitalisirten Werke von Caro-Fegenseheidt. Und das Alles war noch nichts gegen die Rheinische Metallwaarenfabrik, Krupps Konkurrentin, der ihr hoher Gönner, Herr Müller-Fulda, im kommenden Winter den Gewinn aus der neuen Militärvorlage zuwenden wird. Bedenken konnte höchstens der Zwist der Kohlenzechen erregen; man wußte noch immer nicht, was aus dem Syndikat wird. Läßt Daniel seine Zechen beitreten, um Stinnes zum Anschluß zu bewegen? Doch über solche kleine Sorgen hilft man sich schnell hinweg; die hohen Waggonziffern lehren ja, wie gut es mit der Verladung im Ruhrgebiet steht. Daß der Kohlenexport wieder gestiegen ist, der inländische Verbrauch also nicht wesentlich gesteigert scheint, wird eben so wenig beachtet wie die alte Erfahrung, daß die Verladungsziffern keinen Rückschluß auf den Umfang des Verkaufes gestatten, weil man nicht wußte, ob nicht etwa der Wassertransport abgenommen hat. Nur keine Skrupel! Der Bau der übrigen Syndikate ist fest gesüßt und der Stahlwerkverband fix und fertig; denn um die Frage der Einköpfung, an der die nur äußerlich vollendete Organisation noch in letzter Stunde scheitern könnte, braucht der Neunmalweife sich nicht zu bekümmern.

Für einen Augenblick unterbrach freilich ein Mißton die Jubelhymnen: der Reichsbankpräsident verkündete eine nahe Diskonterhöhung. Doch solche Schreckschüsse wirken nicht mehr lange; das Geld braucht ja die wiedererwachende Industrie. Man will vergnügt sein. Mag auf den Orientbahnen ein Biischen mit Dynamit gearbeitet werden, der Sultan sich weigern, die Urkunde der Unifikation zu unterzeichnen, Ungarn endgiltig seine Wirtschaft von der Oesterreichs trennen und schändler Verdacht sich an die Sauberkeit der serbischen Finanzen wagen: man will vergnügt sein und die schwere Zeit der Krisis vergessen.

Drei Erinnerungen an die Tage der Noth sind aber erwacht. Erstens: die Dortmunder Union soll eine beträchtliche Dividende geben. Sie giebt stets Dividende, wenn ihre Aktien im Besitz der Diskontogesellschaft sind. Diesmal wirds wohl nicht wesentlich anders werden als bisher. Drei, vier Jahre lang anständige Dividende; das von solcher Solidität entzückte Publikum kauft dem Hansemann-Institut die Aktien ab; die Bankschuld ist inzwischen angeschwollen und wieder wird zusammengelegt und gezahlt. Les affaires, c'est l'argent des autres, pflegte Georg von Siemens zu sagen; und Adolf Hansemann findet nicht, wie sein Vater David Justus, daß in Geldsachen die Gemüthlichkeit aufhört. Zweitens: die aus Dannenbaum und Differdingen stammende Deutsch-Luxemburgische Bergwerkgesellschaft giebt keine Dividende. Zwar ist's noch nicht sicher; doch Herr Direktor Dernburg, unser Jay Gould, läßt durch seine Offizien bereits den Aktionären den Trost spenden, sie dürften wenigstens auf hohe Abschreibungen rechnen. Worauf, da angeblich Alles neu eingerichtet war, abgeschrieben wird, verschweigt des Sängers Höflichkeit noch. Sollte die Darmstädter Bank in diesem Erbe Panous eine Dortmunder Union erworben haben? Drittens: Alfersleben ist sanirt. Gründer: Isidor Voewe. Kapital ursprünglich 1/4 Million. Brauchbare Patente, so daß auf schmaler Basis aus der

Maschinenfabrik eine gute Aktiengesellschaft werden konnte. Doch Voewe wollte höher hinaus. Bei den Nileswerken wurden für 800 000 Mark Werkzeugmaschinen bestellt. Böse Zungen gischelten damals; Voewe will Rathenau imponiren (Beide sahen in der Verwaltung von Niles). Aber der große Auftrag half Niles nicht und bekam in Wärsersleben der Fabrik eben so schlecht wie dem eilig geschaffenen Elektrizitätswerk. Die Voewe-Gruppe hat die Aktien noch und die Bankschuld ist auf sechs Millionen gewachsen. Jetzt ist, unter Dernburgs bewährter Leitung, sanirt worden. Die Banken, sagt man, bringen Nilesopfer; sie streichen mehr als zwei Millionen ganz, die sie zu fordern haben, wandeln den größten Theil des Restbeitrages in Aktien um und lassen sich 90 Prozent Zuzahlung auf ihre Schuld anrechnen. Ich glaube nicht an dieses Opfer. Gelingt die Emission der Aktien, dann bringt das Agio die Summe zurück, auf die man großmüthig verzichtet hat. Und die Bilanz soll so zierlich frisiert worden sein, daß man hoffen darf, bald Dividende geben zu können. Also: Dernburg Triumphator.

Plutus.



Notizbuch.

Vor sechs Wochen erhielt die Eisenbahndirektion der Strecke Konstantinopel-Saloniki einen Brief, den an erster Stelle, im Namen des Makedonenkomitees, Herr Boris Sarafow unterzeichnet hatte. Einen sehr höflichen Brief, der mit der Versicherung tiefster Ehrfurcht schloß und den ein schönes Menschengefühl diktiert zu haben schien. Die Komitees — der frisch mit Balkanbildung gestriichte Zeitungsschreiber nennt sie seit ein paar Monaten nur noch Komittatshi — beriefen sich darin auf die Thatsache der im Türlengebiet entstandenen Revolution und fuhren dann fort: „Im Verlauf des Kampfes werden wir sicher zu dem Versuch genöthigt sein, die Eisenbahnlinien zu zerstören. Der ergebenst unterzeichnete Generalstab glaubt deshalb, eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, wenn er die hochwählöbliche Direktion rechtzeitig auf diese unvermeidliche Entwicklung hinweist und sie so in den Stand setzt, die Einwohner während der Revolution an der Benutzung der Eisenbahnzüge zu hindern und durch solche Vorsicht zu verhüten, daß unschuldige Opfer fallen. Um nichts zu versäumen, senden wir diesen Brief durch eigenen Courier.“ Artiger kann man kaum sein. Leider blieb die Warnung unbeachtet. Zwar konnten die Schalterbeamten nicht feststellen, ob Männlein und Weiblein, die ein Bahnbillet forderten, an der Schandwirthschaft schuldig oder unschuldig seien; immerhin aber war durch das seltjame Sendschreiben die Mdglichkeit gegeben, die Linien in den Bezirken von Monastir und Saloniki vor Dynamitattentaten zu bewahren. Natürlich geschah nichts. Ueberhaupt hat die Unsähigkeit aller türksischen Behörden sich nie deutlicher gezeigt als während des neuesten Aufstandes. Der Massenmörder von Hilidj-Kiosk hat im Aufstandsgebiet hundertundzwanzigtausend Mann zusammengezogen, doch die Leistung dieses Heeres ist so erbärmlich, daß der Zuschauer auf den Gedanken kommen könnte, die Türken wünschten ihrem feigen Tyrannen selbst nicht mehr den Sieg. Dann wären sie klüger und anständiger als die bei uns öffentlich Meinenden. Nachgerade muß man sich schämen, wenn man in Hauptblättern deutscher Intelligenz das freche Gefasel über den Makedonen-

aufruhr lieft. Ein unftinniges Gefchimpf über Ferdinand von Bulgarien, der feine Sache bisher doch fehr gut gemacht hat, die nationale Bewegung, auch wenn er wollte, gar nicht zu hemmen vermöchte und feine Krone nur verlieren könnte, weil er in Europa nicht den geringften Rückhalt findet. Daß er in gährender Zeit fein Land verlassen hat, wird ihm vorgeworfen. Erftens aber ift er nicht verpflichtet, fein Leben nutzlos aufs Spiel zu fezen — auch die weit vom Schuß ungemein tapferen Heberhelden würden eine nahe Gefahr wahrſcheinlich weife meiden —, und zweitens empfiehlt manchmal die Klugheit einem Fürften, zu verſchwinden, wenn er für die Volkswünſche nicht offen Partei ergreifen darf. Der Koburger wirkt ja nicht ſo dekorativ wie der ſchönbärtige Poſeur Alexander von Battenberg, der noch immer der Sieger von Slivniza genannt wird, trotzdem die Bulgaren beſchwören, er ſei der Entſcheidungsſchlacht noch fernere geblieben als ſonſt um ihr Leben beſorgte Fürſten, und der ohne den patriotiſchen Eingriff des Generals von Winterfeldt vor fünfzehn Jahren in die Familie des Deutſchen Kaiſers geſchmuggelt worden wäre. Trotz ſeiner von allen armsüßigen Sommerwipholben ins Cyranohafte vergrößerten Naſe wäre Ferdinand aber in Sofia und am Rhodope der populärſte Mann, wenn er ſich zu kräftiger Unterſtützung der Makedonen entſchloſſen hätte. Daß erſ nicht that, ſollten ihm Alle danken, die für die Erhaltung der Türkenſchande ſchwärmen. Doch die Zahl dieſer ſonderbaren Schwärmer wird, ſo dürfen wir hoffen, allmählich zuſammenschrumpfen, — den Preßparalytikern zum Troß, die den elenden Sultan wie einen Poſt der Humanität feiern und die Revolutionäre ſchelten, weil Sarafow und ſeine Leute gegen unerträglichem Druck ſich mit Waffengewalt und graufamer Liſt wehren. Haben wir dem Chriſtenschlächter und Muſterſchwinder Abd ul Hamid, deſſen Lob Millionen wie eine Erlöſung begrüßen würden, treue Liebe bis zum Grabe gelobt? Und iſt die ſtolze Europa, die ſich in ihrer myſtiſchen Jugend doch nur von einem beſonders ſchönen Däſen verführen ließ, zur Winkelproſtituirten geworden? Da unten im Südoften kämpfen tüchtige Völker um Lebensraum und Lebensrecht; Völker, die nur kluge Führung brauchen, um nützliche Kulturarbeit leiſten zu können. Schätze ruhen im ungepflügten, unbeſtellten, zerſtampften Boden. Und Europa hat nur thörichte Paremsgedanken und heult, weil der freude Verſuch gewagt wird, die hamidiſche Schmach in die Luſt zu ſprengen. Hätten die drei Kaiſerreiche einen ſtaatsmänniſchen Kopf, dann dürfte man hoffen. Dann würde der Jammergroßherr des Iſlams ſamt ſeinen Sippen und Magen aus Europa verjagt, Konſtantinopel würde unter ruſſiſcher Herrſchaft eine bewohnbare Stadt; Oeſterreich könnte in einem Großſerbien boſniſche Wiſthſchaftskünſte zeigen und mit ſeiner vermehrten Slavenmacht den Uebermuth der Magyaren firren; und Deutſchland fände in Kleinaſien endlich eine lohnende Kolonie. Das klingt heute Manchem noch utopiſch; und wird, früh oder ſpät, doch Wahrheit werden. Auch die nationalen Bewegungen in Dalmatien, Slovenien, Kroatien, Armenien, Bulgarien, Makedonien führen, auf einem Umweg zwar, an dieſes Ziel. All dieſe Völker haben gute Weſenſeigenſchaften, können ſich aber nicht ſelbſt regiren und die Türkei hat ſich unfähig erwieſen, ſie in Ruhe zu halten oder gar zu Frucht verheiſsender Blüthe zu bringen. Schließlich müſſen die Großmächte erkennen, daß hier die einzige Gelegenheit iſt, ſich Raum zu ſchaffen, innere Schwierigkeiten zu erleichtern und Stützpunkte für den Konkurrenzkampf gegen die angeliſchſiſchen Weltreiche zu finden. . . Wo ſtecken denn übrigens unſere frommen Chriſten? Die Makedonen ſind gewiß nicht ſämmtlich hehre Felben;

aber sie kämpfen wider den Türken, der, nach Luthers Wort, „ein Diener des Teufels ist und nicht allein Land und Leute verdirbt, sondern auch den christlichen Glauben und unseren lieben Herrn Jesum Christ verwüthet.“ Und ihr Kampfplatz ist die Stätte bei Thessalonike, wo Paulus die Christenlehre kündete und dem neuen Glauben eine Gemeinde schuf. Ein Kreuzzug wird ja nicht verlangt; freuen aber sollte man sich jeder neuen Gefahr, die den schlotternden Tyrannen am Bosporus bedroht. Auch die Prosschristen dürften sich misfreuen; denn sie werden bessere Geschäfte machen, wenn eine moderne Verwaltung und Wirthschaft den natürlichen Reichthum des Bodens Träger Willkür enteilt und zur Steigerung des Massenbedürfnisses verwendet.

Die beiden Parteilgruppchen, denen die Reichstagswahl die schlimmste Enttäuschung gebracht hat, haben sich verbündet: die Freisinnige Vereinigung und die Nationalsozialen. Dieses nicht allzu beträchtliche Ereigniß wird seit Wochen in manchen Zeitungen mit einem Eifer beschwapt, der einer Haupt- und Staatsaktion würdig wäre. Und es war doch längst schon zu erwarten gewesen. Vorbereitet wurde es vor zwei Jahren von Georg von Siemens, der, ehe er im Frühling 1901 nach Karlsbad ging, den nationalsozialen Herrn von Verlach als Leiter der Propagitation für den Handelsvertragsverein anwarb. Dieses Engagement mußte vom Vereinsauschuß bestätigt werden. Siemens war schon schwerkrank und konnte der Ausschusssitzung nicht beiwohnen. Ihn vertrat Herr Geheimrath Herz, der sich heftig gegen die Person des Gewählten sträubte, weil Herr von Verlach von Börse und Börsianern in seinen Artikeln nicht immer mit der geziemenden Ehrfurcht geredet habe und noch anno 92 ein wilder Antisemit, der wildesten einer, gewesen sei. Der Stellvertretende Versippenbe wurde mit seinem Anhang von Denen um Gothein überstimmt, die mit Recht betonten, der schlaue Cyniker Siemens werde sicher gute Gründe haben, gerade diesen Kandidaten für den Posten zu empfehlen. Herr von Verlach wurde fest angestellt; und seitdem war die Intimität der beiden Gruppchen dem blüdesten Auge erkennbar. Der Direktor der Deutschen Bank hat also den Bund geschlossen, der in Göttingen jetzt von einer sehr knappen Mehrheit der Nationalsozialen ratifizirt worden ist. Ohne die Geldmittel des Handelsvertragsvereins hätte die Gruppe des Herrn Raumann die Kosten des Wahlkampfes nicht aufzubringen vermocht. Auch mit dieser Hilfe gewann sie im ganzen Reich nur dreißigtausend Wähler, — ungefähr den neunten Theil der für Antisemiten abgegebenen Stimmen. Das war, nach langen, geräuschvollen und kostspieligen Bemühungen, die kläglichste Niederlage, die sich erträumen ließ. Ob diese kleine Schaar, zu der rebliche und begabte Männer gehörten, nun nach Art der englischen Fabier für ihre Gedanken weiterzuwirken versuchte oder sich einem Parteiverband anschloß: Das war politisch nicht der Rede werth. Daß sie sich gerade dem Thiergartenfreisinn vermählte, dem Praktikanden der mobilsten Kapitalisten und Ausschüträtthe, konnte allenfalls dem Satiriker Freude bereiten. Herr Friedrich Raumann, dessen stilistische und taktische Talente man nicht unterschätzen darf, war Stoeckers Schüler und hat in der „Zukunft“ viele evangelisch-soziale Aufsätze veröffentlicht. Dann begann er, für den Kaiser, die Flotte, die Großindustrie zu schwärmen. Jedes schnurrende Maschinenrädchen, jeder qualmende Fabrikschlot begeisterte ihn, jedes Panzerschiff war ihm das sichtbare Symbol deutscher Weltherrschaft und die Persönlichkeit Wilhelms des Zweiten dünkte ihn so großartig, daß er gar nicht begriff, wie die Sozialdemokraten zögern könnten,

ihren Frieden mit dem Kaiserthum zu schließen. Evangelium, Exportindustrie, kriegerische Expansion, Sozialismus: Undereinanderes wollte er vereinen; und staunte, da der Masseninstinkt dieses Ragout ablehnte. Jetzt ist der Evangelisch-Soziale der Held des Berliner Tageblattes; und der Mann, der hier die „Sozialen Briefe an reiche Leute“ erscheinen ließ, ist der Parteigenosse des Herrn Dr. Barth, der eine Brochure gegen den harmlosen deutschen Staatssozialismus geschrieben und in seiner Wochenschrift Jahrzehnte lang jedes irgendwie sozialistisch klingende Wörtchen verpönt hat. Stoeckers und Bambergers Schüler fechten fortan also in Reihe und Glied neben einander. Und der Herr Jesus? Früher das erste und letzte Wort des einstigen Pfarrers. Jetzt wohl amortisirt. Denn die Herren Barth, Schrader, Gothein, Peltafohn und Genossen werden keine Lust spüren, für die Heilandsbotschaft zu streiten. ... Nicht alle Rationalsozialen haben diese Flucht ins Warmhaus der Großbourgeoisie mitgemacht; und Herrn Naumann, der den Fehler beging, ungeklärten Geistes und Wollens nach dem Vorber des Volksführers zu haſchen, wird eine halbwegs geſcheite Regierung hoffentlich bald zum Vortragenden Rath oder Ministerialdirektor befördern. Vortheil kann die allzu viel beredete Fusion nur Einem bringen: Herrn Eugen Richter. Der freisinnigen Vereinigung werden die neuen Bundesgenossen, deren antisemitische Herkunft seine Nasen noch riechen, die Juden und damit das Geld verschrecken. Und je lauter Herr Barth (weil er, als ein Machtloser, sich leisten zu können glaubt) den Sozialisten spielt, desto einsamer wirbs um ihn werden; bei ihm ausdauern werden nur die paar Optimisten, die, so oft in der Sozialdemokratie ein häuslicher Krachel entsteht, hoffen, übermorgen werde die proletarische Partei zusammenbrochen und die Masse der Arbeiter ihnen, den voll und ganz Sozialliberalen, zuströmen, als habe nie ein Vassalle gelebt und wider Bastiat-Schulze gestritten. Für solchen Wahn ist in Richters engem, aber klaren Klassenbewußtsein kein Raum. Wenn er behutsam ist und ein Bischen duldsamer wird, kann er den Tag noch schauen, wo die klein- und großbürgerliche freisinnige Heerde vereint wieder unter dem alten Hirten graßt.

Der Bericht über die dem jungen Herrn Vanderbilt in Danzig erwiesenen Ehren hat im Deutschen Reich so viel böses Blut gemacht, daß die Offiziösen den Auftrag bekamen, mit dem erprobten Mittelweibermittel des Besprechens das schleichende Uebel zu heilen. Die Wackeren liebens an Eifer nicht fehlen; doch leider waren sie klug genug, nicht klug zu sein: sie leugneten so ziemlich Alles. Da viele Zeitungen dieses offiziöse Gerede verbreitet haben, seien die Thatſachen hier noch einmal angeführt. Herr Vanderbilt, den Prinz Heinrich von Preußen schon in Amerika durch einen Besuch ausgezeichnet hatte, ist an der Weichselmündung im Auftrag des Kaisers und Königs vom General von Madefsen und von einem Vertreter des Oberpräsidenten, im Auftrag der Kommune Danzig von einem Stadtrath empfangen worden. Diese Herren haben dem Gast des Kaisers Führerdienste geleistet. Der Kommandeur der Totenkopfbrigade hat ihn ins langfuhrer Duſarentaſino geladen, ihm eine Erfrischung angeboten und einzelne Offiziere vorgestellt. Mehr war im Ernst nicht behauptet worden. Darob zu staunen, darf man dem Deutschen nicht wehren, bis ihm bewiesen ist, daß ein Milliardärsohn, der sich keiner nennenswerthen Lebensleistung rühmen kann, jemals schon irgendwo mit ähnlichen Ehren begnabet wurde und daß die Aufgabe, einem reichen Privatmann die Sehenswürdigkeiten einer Stadt zu zeigen, zum Pflichtenkreis der Staatsbeamten gehört. Wenn die Amerikaner nur wenigstens dankbar wären! Über

Herr Roosevelt läßt, statt sich gefälligst nach Washington ins Weiße Haus zu bemühen, unseren Speck, der sich als neuen Botschafter melden will, in seine Sommervilla kommen und macht die Ceremonie ohne große Umstände ab. Das liehe der Bevollmächtigte einer anderen Großmacht sich nicht gefallen; wir aber lasen im offiziellen Tageblatt: „Es ist das erste Mal, daß die Einführung eines Botschafters außerhalb Washingtons vorgenommen wird, und es wird allgemein als ein Beweis intimster Freundschaft betrachtet.“ Allgemein; was die amerikanische Presse sagt, wird verschwiegen. Denn wir wollen uns im Glanze solcher Intimität sonnen. Als neulich den Offizieren eines deutschen Schiffes im Hafen von New Orleans die Cigarren konfisziert wurden, die sie in Mexiko für ihre Verwandten eingekauft hatten, ging eine Beschwerde an Herrn Speck von Sternburg und an den Kanzler des Deutschen Reiches. Der Botschafter antwortete, ein Schiff müsse die Gesetze des Landes kennen, das es anläuft (in diesem Fall also eine seit Jahrzehnten obsoleete Bestimmung von 1859); und aus Berlin kam der Bescheid: „Der Reichskanzler wünscht, daß diese Angelegenheit fallen gelassen wird“. Kurz vorher hatten Engländer, die von dem selben Mißgeschick betroffen worden waren, durch einen energischen Eingriff des londoner Marineamtes ihr Eigenthum zurück erhalten. Womit denn wieder bewiesen wäre, daß Großbritannien mit den Vereinigten Staaten nicht so intim befreundet ist wie das von Spocky, dem Löffelchen, vertretene Reich.

„Wenn auch meine Lehrer, überzeugt von der hohen Aufgabe, die ihnen übergeben war, Alles daran setzten, jede Stunde und jede Minute auszunutzen, um mich für den kommenden Beruf vorzubereiten, so glaube ich doch, daß Niemand von ihnen sich darüber hat klar sein können, welche ungeheure Arbeitslast und welche niederdrückende Verantwortlichkeit Dem aufgebürdet ist, der für achtundfünfzig Millionen Deutsche verantwortlich ist.“ (Wilhelm II. an Goethes Geburtstag in Kassel.) „O was sind wir Großen auf der Woge der Menschheit? Wir glauben, sie zu beherrschen, und sie treibt uns auf und nieder, hin und her.“ (Goethe: Egmont.) „Nur zur Freiheit erzogene Menschen können frei werden. Und diese Erziehung erwirbt ein Volk nur durch Selbstdisziplin, Selbstverantwortlichkeit, Selbstregirung.“ (Buckle: Geschichte der Civilisation.) „Der Fürst, der einsehen wird, daß es am Besten ist, die meisten menschlichen Dinge ungestört gehen zu lassen, muß erst noch geboren werden. Dieser Fürst aber könnte wie Gott regiren; er würde die Vernunft und das Interesse jedes Einzelnen walten lassen und sich begnügen, Allen die Früchte ihrer Intelligenz und ihrer Arbeit zu sichern.“ (Mirabeau: Brief an Friedrich Wilhelm König von Preußen.)

„Alles, was geschieht, wird als direkter Ausfluß kaiserlicher Fuld dargestellt. Ob es sich um die Pflasterung einer Straße oder um die Verleihung einer wichtigen Eisenbahnkonzession handelt: jede kleinste und größte Angelegenheit wird, über die Köpfe der zuständigen Beamten hinweg, direkt durch kaiserlichen Befehl entschieden und nie verkümmern die Zeitungen, unterthänigst dafür dem Herrscher zu danken, der für des Volkes Wohl seine Tage und Nächte verausgabt, dessen Glück spendendes Dasein das Antlitz der Erde beleuchtet u. s. w. Die Journalisten verfügen über ein so groteskes Vokabular schmückender Epitheten, daß der Leser alle Mühe hat, in dem Bombast Das zu entdecken, worum es sich handelt“. Das wurde in der Vossischen Zeitung am achtundzwanzigsten Juli über die türkische Presse gesagt.